

Blüthen aus Italien.

Zweite Sammlung.



Darmstadt 1808,

gedruckt u. verlegt bey L.C. Wittich.

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

1870 Vol. 12 Part 1

à L'aVgVste soVVeraIn

saCré

par ses sVjets.

LoVIs, Votre regne à Vos sVjets
assVre Le bonheVr

IL n'y a qVe La beLLe LoVIse,
qVI VoVs en raVIt Le CoeVr

et, partageant, VoVs en offre La
Moltlé.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTEN LENOX

TILDEN FOUNDATION

500 N. 5TH ST. NEW YORK, N. Y.

Acquired from the

Library of the

City of New York

1897

Gift of the

City of New York

1897

Gift of the

City of New York

1897

Gift of the

City of New York

1897

Gift of the

V o r r e d e.

Die günstige Aufnahme, welche die erste Sammlung dieser Blüten in mehreren Zeitschriften, unter andern in der Zeitung für die elegante Welt und in dem Morgenblatte gefunden hat, bestimmt mich, bei dem Erscheinen der gegenwärtigen zweiten Sammlung mich zu nennen. Zugleich will ich, um Collisionsfälle zu vermeiden, erklären, daß es von der Aufnahme dieser zweiten Sammlung abhängen werde, ob ein größeres eigenes Erzeugniß unter dem Titel: „Ansichten des Mains und des Odenwaldes“ der Hand des Publikums übergeben werden soll. Diese Arbeit wird ein Gegenstück zu den bei Wilmans erschienenen Ansichten des Rheins bilden, und meh-

V o r r e d e.

rere Hefte mit Kupfern in sich fassen. Das erste Heft ist seiner Vollendung nahe. Ich darf mir zwar nicht schmeicheln, in der Bearbeitung meines Gegenstandes die blühende, ächt malerische Darstellung und die sinnige Schwärmerie des lebenswürdigen Verfassers, oder ich möchte sagen, Dichters, der Ansichten des Rheins zu erreichen. Allein die gänzliche Unbekanntschaft der so interessanten Gegenden des Mains und des Odenwaldes, und die gröfsere Seltenheit der Quellen ihrer Bearbeitung, geben mir die Zuversicht, ein, jener Ansichten nicht unwerthes, Seitenstück zu liefern.

Darmstadt den 1. des Christmonats
1807.

v. *Haupt.*

Zwei und sechzigster Brief.

Rom.

Die Villa Borghese vereint eine Masse von Schätzen und Schönheiten. Es wimmelt da von Säulen, von Wandpfeilern, Vasen und Ornamenten in Alabaster, in Marmor, Bronze und Porphir — zu viel Pracht ermüdet und verhüllt das Schöne. Ich soll über eines Weibes Schönheit richten — weg dann mit Diamanten und Gewändern, ich muß sie wenigstens sehen können.

Durch all' das Gold, durch Porphir und Marmor habe ich mich endlich zu einem Curtius durchgewunden.

Der Held und sein Ross stürzen wirklich, man wendet ängstlich den Blick ab. Das Ross kämpft mit dem Aufwand aller Kräfte gegen seine eigne Schwere, die es hinabreißt — es schaudert, es zittert vor dem Abgrunde zurück. Curtius, vom Feuer hoher Resignation entflammt, eilt dem Schlunde zu, er stürzt sich in die

qualmende Tiefe. Das Erliegen physischer Natur und der Triumph des Göttlichen im Menschen im bewundernswerthen Contraste! Zu deiner Büste, Mark Aurel! Deine schöne Seele will ich in ihrem Spiegel, in deinem Gesichte lesen. — Ja diesen melancholischen Zug mußte er haben, denn er strebte voll warmer Liebe, Menschen zu beglücken, und — er kannte sie.

Die Büste ist ganz vollendet, der Meisel verweilte gern auf jedem kleinen Theile, er bildete Mark Aureln. Guter Fürsten Züge zu betrachten, beut dem Herzen hohen köstlichen Genuß, es schwelgt in Wonne und glaubt sich den Olympiern nahe.

Im Farnesischen Herkules stellte die Kunst die höchste Summe von Kraft dar, welche im Menschen wohnen kann, im Borghesischen Fechter den höchsten Aufwand von Stärke, im Moment ihrer Aeusserung.

Man fühlt, der entscheidende Streich ist schon gefallen, des Gegners Tod wohnt in diesem Blick. — Die drei Linien von Marmor, in denen der ganze Fechter eingeschlossen und ausgespannt ist, sind sehr weise gedacht.

Apollo, Daphnen verfolgend, ehrt Berninis Meisel. Der Leiergott erreicht sie, aber schon ist sie ein Lorbeer. Die flatternden Haare sind Blätter, die Zehen der niedlichen Füße Wur-

zeln; der schöne Busen verschwindet unter harter Rinde; in junge Zweige sind die jugendlich schönen Arme verwandelt. Du glaubst Apollos Haar vom Winde bewegt — glaubst die rührenden Worte zu hören, die ihm Ovid in den Mund legt: „Daphne! verwunde den Fuß nicht „auf den harten Kiesel, fliehe langsamer, Grausame, ich will dich langsamer verfolgen!“

Die zartesten Saiten meines Herzens sind bewegt, ich bin zu tief gerührt, um länger zu bewundern, selbst um länger zu betrachten.

Drei und sechzigster Brief.

R o m.

Heute Morgen gieng ich zu einem Buchhändler, und fand dort mehrere unserer guten neueren Werke. — Büffons großes Gemälde der Natur, das Werk über alte und neue Sternkunde, in welchem tiefes Studium und Genie der Beredsamkeit das große Geheimniß des Welten-systems anvertrauten. Da war ferner die durchdachte, humane Geschichte von Frankreichs und Albions Wettkämpfen, die Uebersetzung der Geschichte Carls des fünften von einer Hand, des Originals fähig. — Die rührenden Dramen Melanie und Philoktet, die uns an Racine erinnern, Sophokles uns wieder schenken. Ich fand auch

den beredten Belisar, welcher Völker die Könige beklagen, Könige, Mitleid gegen ihr Volk lehrt; ferner das Gedicht über die englischen Gärten, ein Erzeugniß französischen Geschmacks; die Monate, welche ewig den Freund der Natur und der Poesie entzücken werden — das Gedicht über die Jahreszeiten, in denen du sie wirklich findest, endlich das groſse Geschenk für alle Staaten: Uiber die Verwaltung der Finanzen.

Ich besuchte P. J. . . . mit Recht berühmt durch Geist, Kenntnisse und Charakter. Er hat viele Neider und — verdient sie. Sollte der Neid nicht bei kleinen Geistern „ihres Nichts“, durchbohrendes Gefühl —“ bei groſsen Köpfen, der Widerwille seyn, etwas Gleiches neben sich zu wissen?

Vier und sechzigster Brief.

R o m.

Ich sah ein Gemälde — Erminiens Ankunft bei den Hirten, von Guercinos Hand. Laſs es uns mit jenem vergleichen, das Tassos Feder entwarf, sie sind sehr verschieden.

Erminie, von Schrecken und Liebe gefoltert, war im schauerlichen Dunkel der Nacht lang im Walde umhergeirrt; Schmerz und Hunger besiegen sie, sie streckt sich auf den harten Boden

und sinkt in die wohlthätigen Arme des Schlummers.

Das tausendstimmige Concert der Waldbewohner, mit dem sie des Stralengotts Vorläuferin begrüßen, erweckt Erminien — sie horcht ihm — Thränen entstürzen ihren Augen. Izt ertönen Hirtenstimmen und Schalmeien, die Töne dringen mit Zaubermacht in die innersten Tiefen ihres Herzens. Schon fliessen Erminiens Thränen nicht mehr; sie erhebt sich, sie nähert sich zögernd den Stimmen. Ein Greis sitzt, von blühendem Gebüsch umschattet, unter einer Platane; er flicht einen Weidenkorb; zwei Hirten und eine Hirtinn kürzen ihm mit einem ländlichen Gesange die Arbeit. — Helm und Waffen, eines Kriegers schimmernde Gestalt schrecken die Hirten, sie verstummen; Erminie nimmt den Helm ab, der Hirten Furcht ist verschwunden. Die Kriegerin nähert sich und spricht mit einem holden Zauberlächeln: „fahrt fort, ihr Glücklichen, euch liebt der Himmel, singt, arbeitet; diese Waffen sollen euren stillen Frieden, eure Gesänge, eure Arbeiten nicht stören.“ Schmerzliche Thränen befeuchten bei den Worten Erminiens sanftes Auge, und benetzen den schönen Busen. Du erkennst Tassos Meisterhand?

Auf Guercino's Leinwand siehst du Erminien im dichten Walde, sie hat den Helm abgenommen; zwei Kinder haben sie auf zwanzig Schritte

te hin entdeckt, sie fliehen erschrocken; ein drittes birgt sich schüchtern in die Arme des Greises, der unter dem Baume sitzt. In einiger Entfernung zog des Alten Frau eben Wasser aus einem Brunnen, sie macht eine Pause, und gafft voll Erstaunen nach Erminien. — Eine lächerliche Composition!

Wie? Erminie ist ohne Helm, und die Hirten fürchten sie! Gesang und Schalmeyen lockten sie hierher, und die Hirten sind Kinder. — Ein Ziehbrunnen im Gebüsch? Warum kein Bach?

Dies Colorit ist so wahr, die Farben so verschmolzen, das Helldunkel vortreflich! Ich war unbillig, ein Gedicht zu verlangen, wo ich ein Gemälde im eigentlichsten Sinne fand.

Ein herrlicher Gedanke des Dichters! Erminie hat nicht absichtlich, sie hat mechanisch den Helm abgenommen. Sie liebt unglücklich, nur Hirten erblickt sie, aber sie ist Weib, sie will gefallen.

Fünf und sechzigster Brief.

R o m.

Polidoros*), ein junger Atheniensischer Bildner wohnte den Elischen Spielen bei. Er sah,

*) Polidoros ist ein erdichteter Name.

um das Stadium her, vor den Augen von ganz Griechenland, die Statuen von Göttern und Helden aufgestellt, sah den Jüngling, der Venus des Praxiteles gegenüber, von Liebe entflammt; das aufblühende Mädchen, vor Termisanders Merkur, gleich der Rose, von Schaam geröthet; er sah in dem Blick eines Schülers des Sokrates, sinnende Andacht vor dem Jupiter von Phidias in tiefe Spekulationen verlohren.

Glühende Liebe zum Ruhm, und quälende Eifersucht (die edlere Leidenschaft, die im Gefolge jener und des Talents ist) stürmen in Polidoros Seele. Er verläßt den Bezirk der Spiele; hingestreckt auf schroffe Felsen, in stumme Träume versunken, hört er nicht das Tosen der schäumenden Woge, die sich am Gestade bricht; ihm tönt nur des Ruhms Posaune, sie verkündet der Welt die Namen seiner Nebenbuhler und weiht sie der Ewigkeit.

Ha! ruft er in wilder Begeisterung, sie soll auch meinen verkünden, auch auf mich soll man mit staunender Achtung zeigen — „seht dort den „großen, den unsterblichen Künstler!“ Lange genug hat mich Eifersucht auf die Folter gespannt; bald soll mein Name die stolzen Nebenbuhler mit quälender Unruhe füllen. — Ich will ihn zwingen den hohen, niederschmetternden Blick des Mächtigen, herabzusteigen von seiner Höhe, und mir freundlich zu lächeln — bald sollt ihr

stolzen, spröden Schönen, das blitzende Auge nicht mehr über Polidoros gleichgültig hingeleiten lassen; Ephirens Blicke werden mir holder, liebevoller, süsse Wonne ins Herz stralen. —

Kann ich kein Meisterwerk denken, das alle bisherigen Erzeugnisse des griechischen Meisels besiegt? — Ich will das Wahre, das Schöne und Erhabene in einem Werke zu vereinigen suchen. — Wie diese Harmonie erzwecken? Mein Urbild sey ein Gott, die Formen suche ich in idealisirter Schönheit, die Anmuth zwischen Jugendfülle und reifer Männlichkeit, die Handlung unter denen, die nur jenen gemäßigten, ruhigen Ausdruck heischen, wo Wahrheit mit dem Schönen, wo das Schöne sich mit Wahrheit verträgt.

Izt schwang sich Polidoros Phantasie in die himmlische Wohnungen der Olympier, alle schwebten seinem Blick vorüber. Der Kriegsgott fesselt ihn nicht, nicht Merkur, er schweift verächtlich an Adonis vorüber, den nur Anadio-mene zum Gott erhub.

Nur Apoll, ruft der Künstler mit Begeisterung aus, nur er kann mich zum hohen Ziele führen, Zeus Sohn, Phöbos der Stralenversender, der Gott der Leier und Pithons Sieger!

Der Tag sank, Polidoros kehrt nach Hause, er streckt sich aufs Lager; ihn flieht der Schlaf, Träume, Phantasieen, tiefe Betrachtungen um-

gaukeln, umstehen seine Ruhstätte, sein Innres wogt.

Ha! Da steht er, ruft er voll Feuer, er schreitet einher, erblickt das Ungeheuer, izt spannt er den Bogen, der Drache stirbt, und der Gott lächelt unwillig. Der Arm, der die Sehne gezogen hatte, ist noch aufgehoben, der andre in Ruhe.

Beim grauenden Morgen eilt Polidoros in die Werkstatt. Sein Blick weilt auf einem Marmorblock. — Er sieht den Gott, aber gefesselt durch des Steines rohe Formen, sein Genius muß die Bande sprengen, der Delier entsteige dem todten stummen Steine, um für die Ewigkeit zu leben.

Schon behauen die Meisel der Schüler den Block; izt hat Polidoros im Marmor ganz den Gott gefunden, er drängt die Schüler weg, und ergreift seinen Meisel. Jeder Schlag zerreißt ein Stück des Schleiers, der Apollo verhüllt, allmählig sinkt die Hülle zu den Füßen des Bildners hin.

Schon glänzen die edelsten Formen des schönsten Körpers in sanftem Einklang, Formen, in denen das Scheiden der blühendsten idealischen Jugend und das Beginnen idealisirter Mannheit sich die Hand reichen; die Glieder sind über alle Bedürfnisse des physischen Menschen erhaben, in leicht schwebenden Linien verschmolzen.

Noch ist das Haupt umhüllt, nur es kann den Körper eines Gott's zum Apoll erheben. Im Kopf mußt du den Gott der Leier und der Sonne, mußt Pythons Sieger erkennen. Polidoros Meisel bebt, er zittert, den Schleier zu lüften, der das göttliche Haupt birgt — Apollo selbst entflammt seinen Muth, er berührt leise die Stirne — sie denkt. — Ein Druck unter den Augenbraunen, und dem Auge entsprüht der Blick, der dem tödtlichen Pfeil voranflieg. — Polidoros berührt die Lippen, sie athmen Unwillen.

Erkennst du den Apoll von Belvedere? Er ist's, der Marmor, durch eine Schöpferhand zum Gott umgestaltet; sie hat die Natur gewählt, nachgeahmt, idealisirt — und — sie übertroffen. — Hier gatten sich Schönheit mit Adel, zauberische Anmuth mit hoher Majestät. Das Auge gleitet unwillkührlich auf der Zauberlinie fort, die den schönen Körper beschreibt, es findet keinen Ruhepunkt. — Man darf nicht vergessen, daß dieser Apoll Marmor ist, um begreiflich zu finden, wie Menschenhand ihn schaffen konnte.

Glücklicherweise war der Zeit diese staunenswerthe genialische Verschmelzung der schönsten menschlichen Formen zu ehrwürdig.

Hundertmal sehe, hundertmal studiere ich diesen Apoll; meine Phantasie und die hehrsten meiner Empfindungen schwingen sich zum Tem-

pel des idealisch Schönen auf, in dem diese Statue das Heiligthum ist.

Sechs und sechzigster Brief.

R o m.

Gestern sah ich die Catacomben des Klosters San Sebastiano.

Mein Führer, ein Dominikaner schien ein Mann von hellem Geiste und warmer Einbildungskraft. „Sie sehen,“ sprach er, als wir uns im ersten Gange dieses unermesslichen Gewölbes befanden, „links und rechts im Felsen die Stellen, wo man die Leichen der Martirer aufgeschichtet hatte, es sollen über hunderttausend gewesen seyn. — Hier Marterinstrumente, Altäre, ein heiliger Sebastian von Bernini; dort Schutthaufen und eingestürzte Gewölbe. Der gleichen Einstürze sind nicht selten; man ist daher im Betreten dieser gefährlichen Gräfte sehr vorsichtig, setzte der Mönch hinzu — oft betrachten sie Fremde, man sah sie nie wieder.“

„Vor ungefähr vierzig Jahren wagte sich ein junger Mann mit seiner Gattin aus Neugier in einen der Gänge, sie dringen, beim dämmernden Licht einer Fackel, mit ihrem Führer immer weiter vor — eine Felsenmasse stürzt mit

„fürchterlichen Krachen hinter ihnen nieder. —
 „Es ward Nacht, man sucht den Führer im gan-
 „zen Kloster, durchspäht alles, man kömmt vor
 „den Catacomben vorbei — o Schrecken! die
 „Thüre ist offen.“

„Man zündet Fackeln an, stürzt hinunter, un-
 „tersucht, und kömmt endlich zu dem neuen Ein-
 „sturze. Man ruft den Unglücklichen, ein herz-
 „zerschneidendes Geschrei ist die Antwort. — Wie
 „den Felsen wegwälzen, wie das Gewölbe stützen,
 „eine Oeffnung bahnen? — Bald ertönt nur noch
 „ein leises Wimmern, izt erstirbt auch dieses;
 „man horcht, lauscht noch einmal und — verläßt
 „diese Gemächer des höchsten menschlichen Lei-
 „dens.“

Fieberfrost schüttelte mich bei des Führers Erzählung. — Ich malte mir die Schreckensszenen hinter dem eingestürzten Felsen mit den grellsten Farben aus. Ich sah die Fackel glimmen — izt erlöschte sie — die Gattin sieht nicht mehr den Mann ihres Herzens, der Führer nicht mehr den Weg — die tiefste grauenvollste Finsterniß wird ihnen die lange Nacht des Todes, sie finden sich im Grabe!

Wir giengen weiter, der Mönch erzählte mir die Geschichte der Catacomben mit einem Feuer, in dem die Fülle seiner Phantasie und seines Glaubens Stärke sich aussprachen.

„Hierher eilten, im Schutz der Dämmerung,“ rief er enthusiastisch aus, „die Christen, von

„den Kaisern verfolgt, um ihre Misterien zu
 „feiern. Weiber, Kinder, Greise, Arme und
 „Reiche, alle flohen hierher in die Arme ihres
 „Gottes. Der Bischof stimmte, voll Würde, Ge-
 „bete an; sie säuselten durch die dumpf dröh-
 „nenden Steinhallen, und stiegen hehr und feu-
 „rig in die ewigen Wohnungen auf. In tau-
 „send Herzen nur ein andächtiges Gefühl, in
 „tausend Stimmen nur ein Gebet! Oft brachten
 „in diesen Stunden heiliger Ergiessungen die
 „Gläubigen hierher die Leichen ihrer Brüder, die
 „der Henker Arm geschlachtet hatte. Man seufz-
 „te, man klagte, man weinte nicht, selbst die
 „Zähre der Mütter stand, man betete fort.”

„Eines Abends steigen die Gebete mit hoher
 „Inbrunst zum Himmel, da klirren Waffen,
 „dumpfes Geräusch ertönt, Fackelschein erleuch-
 „tet die dämmernden Gewölbe, eine Horde wü-
 „thender Kriegsknechte hat das Asyl der Fröm-
 „migkeit entdeckt. Sie stürzen, gleich Tigern,
 „nach Blut dürstend, auf ihre Beute; die Chri-
 „sten beugen mit stiller Resignation ihr Haupt
 „dem Mordschwerdte, das unter ihnen würgt,
 „nur einige Weiber, einige Kinder fliehen. Die
 „Unmenschen verfolgen sie mit Feuer und
 „Schwerdt, sie morden voll teuflischer Lust,
 „und ihre Mordgier wächst mit den Strömen
 „Bluts, die sie vergiessen. Noch suchen sie
 „neue Opfer, da erfüllt sie die schauderhafte

„Stille, in der nur noch einzelne Töne des
 „Schmerzens, und leises Todesröcheln verhallen,
 „mit Entsetzen, sie eilen fort, und versiegeln
 „auf ewig dies unermessliche Grab mit Felsen-
 „massen! Nicht auf ewig — umsonst lasten auf
 „den Felsen Jahrhunderte, der Gläubigen An-
 „dacht erspäht, findet, rollt sie weg, sie dringt
 „in das grofse Grab, und sammelt alle Gebeine,
 „allen Staub, alle Reste der Körper, welche die
 „Felsen verschlossen hatten.“

An einer gewissen Stelle stand mein Führer
 still, ich bedauerte es, ich hätte gern die düstre
 neblichte Tiefe dieser alten geheiligten Klüfte
 durch den blassen Schimmer meiner Fackel er-
 leuchtet gesehen.

Mein Führer erlaubte mir, auf einem Stein
 mich niederzulassen, — „Hier in diesen Felsen-
 „hallen,“ sagte er, „suche ich oft die heilige
 „Stille, das feierliche Dunkel der Nacht, und
 „des Todes kalte Spuren.“

Im tiefen Schoos der Erde sinne über die Rie-
 senplane und Bienensorgen, über das rastlose
 Wogen und Treiben des Menschengeschlechts.
 Dort verklingen der Krieger Schlachtgesänge und
 der Rosse Stampfen, unter dem die Erde erzit-
 tert; in diese stummen Behausungen dringt nicht
 der Donner der Triumphwagen, die sie furchen;
 nicht das Krachen stürzender Städte und Reiche,
 die sie bedecken.

Ich liebe unterirdische Klüfte; hier entfesselt sich das Göttliche im Menschen; die Seele nähert sich, frei von materiellen Banden, ihrem Urquell, und schwingt sich auf Engelsflügeln über Grab und Erde und Zeit in des Himmels ungemessne Räume, in ätherische Gefilde. Auch dem Lebenden ist das Grab der Vorhof des Himmels.

Hierher ihr Menschenkinder! Hier bluten die Wunden nicht mehr, die Liebe, Haß und Undank euch schlugen — die Ehrsucht würde hier ersticken.

Ich verließ ungern die Catacomben.

Sieben und sechzigster Brief.

R o m.

Michel Angelos Phantasie war rein römisch. Es war ihr unmöglich, etwas mittelmäßiges zu gebären — kann der Riese kleine Schritte machen? — Sie schuf, in den drei größten aller Künste, die Peterskirche, das jüngste Gericht, und Moises.

Moises sitzt, die Gesetztafeln unter einem Arme; der andre ruht voll Majestät auf einer ächt prophetischen Brust. — Ein göttlicher Blick! Die hohe Stirne scheint nur ein durchsichtiger Schleier, der kaum den ungeheuern Geist zu be-

decken vermag. — Der wogende Bart des Propheten, der bis zum Gürtel herabsteigt, oder besser herabfließt und ihn beschattet, setzt in Erstaunen, aber der erste Blick faßt nur Moises auf, wie könnte er auf Nebendingen weilen? Der Bart ist nicht Natur, ich gebe es zu, aber er ist idealisch schön; der Mund ist voll Ausdruck; man horcht, ob ihm keine Worte entschlüpfen. Homer, Bossuet, Michel Angelo scheinen in verschiedenen Zeitstufen dieselbe Phantasie gehabt zu haben — ist sie erloschen?

Acht und sechzigster Brief.

Rom.

Die Villa Adriana streckt sich am Fuß der Gebürge von Tivoli hin, sie nimmt einen Raum von ungefähr zehn Miglien ein. Dort hatte Kaiser Adrian alle Denkmale nachbilden lassen, deren Pracht oder weit verbreiteter Ruhm auf seiner sechsjährigen Reise durch alle Königreiche des römischen Kaiserthums, das heißt, durch den Weltkreis, seine Blicke auf sich gezogen hatten. Da sah man, in einem langen Spaziergange, hier das Lyceum, dort die Akademie, weiter hin das Prytaneum, in einer Ebene den Portikus, am Abhang eines Hügel Thesaliens Tempel, in dem kühlen Schatten eines

Hains.

Hains das Pöcile von Athen; Bäder, Bibliotheken, Naumachien und Theater. Hier waren die eliseischen Felder und der Erebus.

In der Mitte aller dieser Monumente glänzte der Pallast des Kaisers, geziert mit der Baukunst höchstem Aufwand, in dem sie dem Herrn der Welt huldigte. Hier weihte Adrian sieben volle Jahre den Genüssen der Kunst und der schönen Natur, sie gewährten ihm Erholung von Regierungssorgen; der Weise legte da froh die Krone der Welt nieder — und behauptete oft, nur diese sieben Jahre habe er gelebt.

Nie haben römische Ideen, römische Macht und römischer Wille etwas größeres als die Villa Adriana geschaffen; sie wurde aus allen Jahrhunderten, allen Kunstzweigen, aus dem Weltkreis zusammen gewählt, wenn ich so sagen darf.

Denke dir den herrlichen Moment! „In diesem Raume von zehn Miglien,“ spricht Adrian, von Künstlern, Weisen und Dichtern umgeben, zu den Künsten: „Hier erschafft das Lyceum, dort steige der Portikus empor, weiter hin Canopus Tempel — in diesem Thale sollen die eliseischen Felder seyn — nehmt Gold, fünfzigtausend meiner Sklaven und zwölf Monden Zeit. —“ Aber wie schrecklich dagegen der Augenblick, wo Barbaren und der Zahn der Zeit das alles zerstörten, letztere fand ich noch arbeitend.

Eine namenlose Empfindung weckte der erste Anblick dieser Villa in meinem Innern, als ein armer Bauer die hölzerne, halb vermoderte Thüre öffnete, die den Eingang verschließt. Ich irrte drei Stunden lang, mit schmerzlich beklommenem Herzen, durch üppige Kräuter und rankende Dornen, die sich um Säulentrümmer und zerstörtes Gemäuer schlingen, in dieser stummen Einöde umher, ich durchschnitt sie nach allen Richtungen.

Caracalla, Italiäner und die Zeit haben nicht das Lyceum, nicht den Portikus, die Akademie nicht verschont, selbst ihre Spuren sind vertilgt.

Ich besah die noch kenntlichen Reste, ich eilte sie zu betrachten, — als hätten sie bis morgen ganz verschwinden, als hätte Caracalla in der Nacht zur Erde wiederkehren sollen. Ich fühlte hohes inniges Vergnügen, wenn meine Blicke unter Dorngeflechten, im verschlungenen Gesträuch, unter rankendem Epheu, oder in eines Feigbaums Schatten, einige Säulentrümmer erhaschten.

Ich wanderte, ich irrte da und dorthin, blieb stehen, gieng dann wieder weiter, und weidete mein Auge an den bläulichten Trümmern, unter des Himmels lichtem Bogen, auf zartem frischem Grün, hingegossen.

Die hundert Zimmer, wo die Prätorianer wohnten, zogen mich an. Durch das Gewölbe eines dieser Zimmer ist ein Feigbaum durchgedrungen, der der Pozzolana entsproßte; er streckt einen seiner üppigen Zweige in die Mitte hin, der mit einer Menge von Früchten prangt; der Sonnenstral stielt sich durch die Ritzen des Gemäuers, und reift sie; ein Bienenschwarm summte in des Baumes Schatten.

Ich drang durch Haide, Ginster und verschlungenes Gesträuch immer weiter vorwärts, und fand bei einem, größtentheils zertrümmerten Tempel des Donnergottes, ein Behältniß wilder Thiere. Ich setzte mich unter einer Pinie nieder, die Sonne sank in stiller Majestät hinab, tiefe Stille lag auf der Wüste, die mich umgab; nur eine Nachtigall flötete, mir gegenüber, auf einem Behälter, wo einst Löwen brüllten; das heimliche Flüstern eines Baches im jungen Grün begleitete die göttlichen Laute. Ich war entzückt, in süsse Träumereien versunken, aus denen mich nur das dichte Dunkel der Nacht weckte.

Acht und sechzigster Brief.

R o m.

Uiber den Laokoon des Belvedere weiß ich dir nichts besseres zu sagen, als dir das Gespräch

herzusetzen, das ich über diese bewundernswerthe Gruppe mit einem jungen Zeichner hatte. Ich beschäftigte mich länger als eine Stunde, die Schönheiten dieses Laokoons alle einzeln zu untersuchen und zu genießen.

Wie konnte, sprach ich zu mir selbst, Herr von *** schreiben, daß Laokoons Tod auf dem Marmor so dargestellt sey, wie in Virgils Versen? Er hat Virgiln nicht gelesen, oder die Gruppe nicht gesehen.

Bei Virgil ist die Handlung successiv, hier ist sie in einem Moment zusammengedrängt, und so aufgefaßt. Bei jenem haben die Schlangen die zwei Kinder schon zerrissen, als der Vater ihnen zu Hülfe eilt; hier werden Vater und Kinder zugleich angefallen. In des Dichters Versen stößt Laokoon ein fürchterliches Geschrei aus, im Marmor schweigt er. Virgil beschränkt sich, physischen Schmerz zu schildern, Agasias stellte den tiefsten Schmerz der Seele dar. Er gieng noch weiter, er bildete den höchsten Muth, der, im Drang beider Schmerzen, gegen beide kämpft, und beide unterdrückt. Virgil ist Künstler, Agasias Dichter. Jener hat eine Erzählung geschrieben, dieser ein Gedicht erschaffen. Virgil wollte rühren, das Herz ergreifen, Agasias wollte gefallen; er ist Sieger.

Ich vollendete bei mir diese Parallele, ich dachte an den Nutzen, den ihre Entwicklung

für die Bildung von Jünglingen haben könnte, wie verdienstlich es seyn würde, den Unterschied, in allen schönen Künsten, zwischen der übersetzenden Mechanik und dem schaffenden Genie auseinander zu setzen; gerade in diesem Moment fielen meine Blicke auf einen jungen Mann, der neben mir den Laokoon zeichnete. Ich fand die Zeichnung erbärmlich, und schwieg. „Was halten Sie davon?“ fragte mich auf italienisch der junge Künstler. Sie sind, erwiederte ich, sehr weit hinter dem Originale zurückgeblieben. — „Ich weiß das sehr wohl,“ versetzte er, „ich bin gar nicht mit mir zufrieden, „zum zehntenmal zeichne ich diese Gruppe, ich „stelle wohl die Grundzüge des Ganzen dar, „aber auch nichts mehr, und doch glaube ich, „mit der möglichsten Treue zu copiren.“

Wenn Sie mit der möglichsten Treue copirt hätten, so würde aus Ihrer Zeichnung, wie aus einem Spiegel, Ihr Urbild ganz treu zurückstrahlen, aber Ihre Arbeit ist nichts weniger, als buchstäbliche Uibersetzung: sehr viel wichtiges ist ausgelassen, sehr viel offener Widersinn in der Zeichnung. Man kann Ihnen, das ist richtig, darüber keinen Vorwurf machen, daß Ihre Uibersetzung nicht wörtlich ist, denn — sie kann es gar nicht seyn. Sie können, in einem so beschränkten Raume, nicht alle Parthieen Ihres Modells, selbst nicht im Kleinen zusammen-

stellen. Viele sind nur Punkte, die sich nicht verkleinern lassen, Sie, sind mithin gezwungen, unter ihnen einige auszuwählen und die übrigen hinzuzudenken: aber Sie haben übel gewählt, und nicht gut hinzugedacht. Sie haben jene Züge und kleinen Details gewählt, die den Körper darstellen, und jene verworfen, die die Seele bezeichnen. Was ich da unter Ihrer Bleife-der sehe, ist nur der Körper eines Greises, von der Last des Alters und dem höchsten Schmerz entstellt: unter Agasias Meisel ist es das zärtlichste Vaterherz und die Seelenstärke des Weisen. Sein Laokoon erfüllt mich mit staunender tiefer Rührung, zieht mich zu seinem Schmerze hin, der Ihrige empört mich, stößt mich zurück.

„Aber ist die Wirkung, die ich hervorbringe, nicht mehr in der Natur gegründet?“

Richtig, diese Wirkung ist viel natürlicher, aber der Vorwurf der schönen Künste ist nicht Nachahmung der Natur, er ist Nachbildung der schönen Natur; nicht allein, das Empfindungsvermögen zu affiziren, sondern es angenehm zu affiziren. Der mittelmäßige Künstler versteht nicht zu wählen. Er wird bei einem empörenden Gegenstande gerade die empörendste Seite ergreifen.

„Erklären Sie mir denn, worin die Genialität und die einsichtsvolle Weisheit besteht, die

„in der von dem Künstler hier getroffenen
„Wahl Sie so sehr anspricht.“

Junger Mann, Agasias wollte im Marmor Laokoons Unglück darstellen. Er sagte sich selbst:
„wenn ich den Anblick wähle, der sogleich er-
„schüttert, so wird er Entsetzen erregen, und
„um so stärkeres, je besser er ausgeführt wird.
„Die beiden Kinder und der Greis, von den
„Schlangen zerfleischt! Wer könnte dies Schau-
„spiel ertragen? — Aber das, welches ich dar-
„stellen will, soll nicht ertragen werden, es
„soll anziehen. —“ Agasias denkt, überlegt, steigt
in die Tiefen seines eigenen Herzens hinab, er
fragt Empfindung und Vernunft um Rath. —
„Das Geheimniß ist entdeckt,“ ruft er begeistert
aus, „das Schreckliche der Haupthandlung ver-
„schwinde im Interesse der Nebenwerke. Der
„Körper des Greises werde vom Zahn der Schlan-
„ge zerfleischt, aber dieser Körper sey voll-
„endet, sey idealisch; unter der Last der Jahre,
„unter Schlangenbissen und dem höchsten Druck
„des Leidens, glänze hier und dort majestätische
„Schönheit hervor. Ich werde in Laokoons
„ganzem Körper den physischen Schmerz andeu-
„ten, der ihn durchzuckt, aber seine höchste
„Fülle würde empören; darum soll dieser Schmerz
„zum Theil im Leiden der Seele verschwinden,
„und das, was noch hervorblickt, durch leise
„Mischung mit dem Schmerz des Vaterherzens,

„nur Wehmuth und die sanfteren, sympathischen Mitgefühle in Anspruch nehmen.“

„Aber was mit den beiden Kindern beginnen? Sollen die Schlangen beide zerreißen? — Eine widrige Monotonie! und ich erzeuge zu viel Gefühl, mehr, als Mitleid. — Nein, beide Kinder eilen zugleich von verschiedenen Seiten dem Vater zu; die Schlangen ergreifen beide noch in der Ferne, aber nur eines sey das Opfer, und zwar das jüngste; dies Opfer ergreift um so gewaltiger des Herzens zarteste Saiten. Den andern Sohn sollen die Knoten des schauderhaften Wurmes nur umschlingen; sein Opfer darf man nur ahnden. — Ich will durch diese beiden Episoden den höchsten Grad der Rührung erwecken: das innigste Mitgefühl, welches die Kinder einflößen, umziehe mit einem zarten Schleier das Entsetzen, das der Vater nothwendig erregt; mit einem Worte, zartes, tiefes Mitleid sey der herrschende Eindruck, die hervorstechende Wirkung der Gruppe.“

Sehen Sie her, junger Mann, wie Agasias diesen hohen, diesen weisen Plan in die Wirklichkeit rief!

„Gewiß,“ war des Jünglings Antwort, „das Zucken, die Anstrengung aller Muskeln, die der Schmerz verzerrt, ist täuschend dargestellt.“

Mit ihrem Zucken, mit ihrer Anstrengung! Ihr Künstler von Metier, ihr seht nur die mechanische Ausführung, bewundert nur die Arbeit der Hände, des Genies Wirkksamkeit entschlüpft eurem Blick. Lobt immerhin das mechanische eines Kunstwerks, aber an seiner Stelle — ganz zuletzt. — Würde der Eindruck des Ganzen verlieren, wenn der Künstler ein paar Adern nicht leidend, diese oder jene Fleischparthie nicht vollendet dargestellt hätte? Sein Kunstwerk würde sehr in den Schranken der Mittelmäßigkeit bleiben, wenn der Mann von tiefem, von ästhetischem Gefühl, im ersten Momente den Blick vom Ganzen abwenden, und Musse genug haben könnte, bei Kleinlichkeiten zu verweilen. Wehe dem Künstler, bei dessen Werken man zuerst des Materials denkt, aus dem er sie erschuf, bei denen man das Wirken des Meisels, den Aufwand der Kunst bewundert, ehe man ihr Product untersucht. Des Künstlers Erzeugniß wirke durch einen Totaleindruck auf die ganze Fülle des Empfindungsvermögens, und dann analysire reife Uiberlegung alle seine Vorzüge.

Mich ergreift bei Laokoons Anblick das höchste Leiden des Vaterherzens, die hohe Seelenstärke des Weisen, das beweinenswürdige Loos des Greises, und dann — das letzte, was ich sehe, die schauderhafteste Quaal eines menschlichen

Wesens; das alles würkt auf einmal auf mich. — Eine staunenswerthe Combination, welche alle meine Blicke bei einem Schauspiele unwiderstehlich fest hält, das, anderst dargestellt, sie alle geflohen hätten.

Itzt untersucht kältere Reflexion des Künstlers Verdienste; allenthalben sprechen mich tiefer Scharfblick, Kenntnisse, Genie und Weisheit an! Agasias wollte Schmerz, zärtliche Vaterliebe und Muth im Kampfe auf Laokoons Körper darstellen. — Er wählte eine Attitüde, welche den Kämpfern den ganzen Körper entwickelt, zum offenen Tummelplatz hingiebt, und der Künstler hat diese ganz einzige Lage göttlich motivirt. Die Schlange zerfleischt Laokoons Seite, der ganze Körper zuckt gichtrisch, um den wüthenden Bissen zu entfliehen — eine Windung der Schlange umstrickt die Schultern des Helden, er muß mit übermenschlicher Kraft beide Arme anstrengen, um sich loszuwinden — der Kopf streckt sich in der höchsten Spannung vorwärts. Die convulsivischen Bewegungen des Schmerzes würden die Stellung des Greises verzerren; der Künstler fixirt sie, indem er den ganzen untern Körper mit verdoppelten Knoten der Schlange umstrickt.

Ein hoher Kampf zwischen Schmerz und Muth! Itzt preßt jener tiefaufstöhnende Laute aus den halboffenen Lippen hervor, der Muth

drängt sie zurück, sie dürfen ihnen nicht ent-
schlüpfen. Des Körpers ganze Oberfläche, von
Qualen durchschauert, scheint die siedende Flä-
che eines stürmenden Meers; aber durch die
Blicke des tiefsten körperlichen Schmerzes bricht
Vaterliebe mit Macht hervor, sie scheint eigne
Leiden zu vergessen.

Wie viel Interesse erregt nicht Agasias für
des jüngsten Sohnes Tod! Der Arme floh der
väterlichen Brust zu, eine Schlange schwingt
sich auf, erreicht ihn; ein Knoten, der die zar-
ten Füße umschlingt, hebt den Knaben empor, und
hält ihn schwebend in den Lüften, indess eine
andre Windung den schwachen Arm umstrickt.
Mit der Kraft eines einzigen ihrer Ringe, der
auf der Brust hinabgleitet, preßt, beugt, erstickt
die Schlange das Kind, es stirbt, die brechenden
Augen auf den Vater geheftet. — Ein herzergrei-
fender Anblick! Gebrochen die zarte Blüte, und —
ein so schauderhafter Tod — eine Schlange er-
drückt den zarten ätherischen Knaben! Doch sein
Leiden — war kurz.

Das Trauerspiel ist nicht vollendet, des älte-
ren Sohnes Loos nicht entschieden. Steigt kein
Olympier von den lichten Höhen, eilt kein
Sterblicher herzu, um das Kind aus den fürch-
terlichen Ringen loszuwinden? — Umsonst, Un-
glücklicher, blickst du den Vater an, vergebens
suchen die zarten Hände die Knoten zu zerbre-

chen — sie sind zu ohnmächtig. Vielleicht ist der Schlangen wüthender Blutdurst gestillt, wenn sie Laokoon verschlungen, und des jüngern Bruders Blut geschlürft haben — armes Kind, eine traurige Hoffnung! — Agasias war ein Künstler von hohem Verdienste, man erräth das alles.

Und dann, mit welcher Genialität wufste er diese schrecklichen Momente in die rührendsten Scenen umzuschaffen! Er beschäftigt das Herz durch rührende Nebenwerke, den Geist durch Gegenstände, die zur Reflexion reizen, den Blick durch so viele zarte und erhabene Schönheiten, daß ich kaum die Schlangen bemerkte.

Während meiner Rede, beim Ausströmen meines enthusiastischen Feuers sah ich den jungen Künstler warm werden. Geschwind, rief ich ihm zu, Ihre Bleifeder zur Hand, Sie fangen an, zu fühlen. Künstler, die ihr nur Augen, um zu sehen, kein glühendes Gefühl habt, euch beschäftigen nur roher formloser Stoff, nur Leichen und das Reich des Todes; reges Leben, Handlung, das Spiel der Leidenschaften zu schildern, darzustellen, vermag nur eine reiche, bewegliche Phantasie, Genie und ächter Kunst - das heißt Schönheitssinn. Nie hat kühler, mechanischer Fleiß etwas anderes als stumme, kalte Produkte erzeugt; er sucht seiner würdige Urbilder.

„Aber wie,“ wendete mir mein junger Künstler ein, „sollten, um gut nachzuahmen, und dar-

„zustellen, Genie, Gefühl und hoher Schwung
 „unumgänglich seyn? Mir scheinen ein paar
 „helle scharfe Augen hinzureichen. Denn soll-
 „ten stürmische Empfindungen den Blick des
 „Künstlers nicht verwirren?“

Mein Freund, Ihr physisches Auge reicht freilich hin, das zu sehen und nachzubilden, was im Originale ebenfalls nur mit diesem Auge gesehen und dargestellt ist, aber nur Ihr geistiger innerer Blick vermag Geburten eben dieses genialischen Blicks aufzufassen und im Nachbilde wieder zu geben. Nur dann, wenn dieselben Schwingungen eines Gefühls, einer Leidenschaft in unserm Innern beben, erkennen wir die Züge, in welchen jenes Gefühl, jene Leidenschaft wehen. Züge, in denen die Seele sich ausspricht, sind nur der Seele des Beschauenden sichtbar.

Wie sollte der Künstler, der nie Agasias Ideen faßte, nie, zum Beispiel, seine Absicht ergründete, in dem Spiel dieses Muskels den höchsten Grad des Schmerzes, der ihn zerreißt, und in ihm zuckt, mit dem höchsten Muth, der ihn bekämpft und ebnet, zu vereinigen, wie wollte er diese combinirte Bewegung verstehen, wie, wenn er sie nicht versteht, sie darstellen können? Ihm entschlüpft sicher der sprechendste, der charakteristische Zug, ja er wird durch dessen Nichtanduten sich der anatomischen Genauigkeit mehr zu nähern glauben, und an die Stelle, wo der

Künstler eine Schönheit anbrachte, einen Fehler treten lassen.

Ihr jungen Künstler! kopirt viel, aber ahmt noch mehr nach. Ihr fühlt doch wohl, daß euer Genie schlummert, wenn nur eure Hand thätig ist; die Momente entfliehen, in denen Ihr euch die glückliche Gewohnheit des Enthusiastischen aneignen solltet, und ihr gebt am Ende euch selbst auf.

Aber Ihr kopirt ja Meisterwerke, sagt Ihr! Nein, Ihr kopirt grade an diesen Meisterwerken das, was diesen Namen nicht verdient; denn würdet Ihr sonst so lange nur kopiren? Die Elemente des Schönen, das ist's, was Ihr kopiren müßt. Wenn Ihr diese einmal rein aufgefaßt, euch derselben bemeistert habt, so könnt Ihr dann, durch deren willkührliche, geistvolle Verkettung, Originale erschaffen, die ganz Euer Eigenthum sind. Kopirt das Nackte, unter allen Formen und Ansichten, kopirt die ruhige Natur im Marmor, auf der Leinwand der Alten, aber, um Eure Geburten zu beleben, um Leidenschaften in ihnen spielen zu lassen, entlehnt nicht von andern Kunstwerken analoge Empfindungen; componirt diesen Ausdruck selbst, wie ihn Zeit, Ort und Handlung heischen; denn jedes entliehene Gepräge der Leidenschaft ist nur Maske, darum sind beinah auf allen historischen Gemälden die

Figuren kalt oder überspannt, es sind nur schlechte Schauspieler.

Die Arbeit des Kopirens mag, das gebe ich zu, verführerisch seyn, sie verspricht dem Anfänger Erreichung des Originals, und fodert nur Zeit, Geduld, Bleifeder und Farben, kein Studium.

„Sie haben recht,“ versetzte der junge Mann, „das denken wir alle, wenn wir an's Kopiren gehen. Aber, wie muß ich beginnen, um zum großen Maler zu werden?“

Freund, da müssen Sie erst Dichter, Historiker, Naturforscher, Philosoph werden, denn der Mechanismus der Kunst ist ihr letzter Theil, ohne die übrigen ist er unnütz. Wozu nützt, wenn man nicht zu denken, zu untersuchen, zu fühlen versteht, der Gebrauch der Sprache? In der That, drei Vierteltheile der Künstler wollten nur sprechen, die Armen arbeiten nur für die Organe des Körpers. Wollt Ihr zum Geist und zum Herzen sprechen, dann schlägt einen andern Weg ein, fühlt. *)

Die Behandlung der Künste, als Gewerbe, die handwerksmäßige Bestimmung von Jünglin-

*) Rechtfertigen nicht Greuze, Vernet, Hoüdon, David Lebrün den Rath, den ich hier gebe? A. d. Originals.

gen dazu, das ists, was jenen den Untergang brachte.

Die Künstler finden es befremdend, beklagen sich über den Mangel des Geschmacks für Kunstprodukte, bei der gebildeteren Klasse; aber warum stellen sie nur solche Gegenstände dar, die wir selbst in der Natur nicht lieben, oder welche häufig und ganz gewöhnlich in derselben existiren? Wir verlangen eine über das Alltägliche erhabene, eine gewählte Natur. Zeigt uns die drei Söhne des alten Horatius, wie sie wetteifernd ihrem Vater Verderben über Alba und Roms Wohlfahrt schwören! Gefesselt, den Todesbecher in der Hand, spreche Socrates im Kerker mit seinen Schülern, als sässe er, die Stirne mit Blumen umkränzt, beim festlichen Mahle. Oder zeigt uns, als Correggios glückliche Nebenbuhler, den Gott der Liebe, den ewig gefallenden, besonders wenn der junge Lubomirski ihm die Züge leiht; bewaffnet, nicht mit der Fackel, oder mit dem Bogen, nur mit seiner Nacktheit; er reicht einen Kranz von Lorbeern und Mirthen — gewiss dem Künstler, der ihn auf die Leinwand zauberte. *)

*) Diese ganze Stelle ist, wie man sieht, nach des Verfassers Zurückkunft hinzugefügt worden.

Der Liebesgott von Madame Lebrün, in dem sie sich selbst übertraf, ist fast so wahr, als Titian, und fast so lieblich, als Correggio.
A. d. O.

Aber jeder Künstler will seine Menge, und die Menge ist leicht zu befriedigen. Der Geschmack des Pöbels jeder Art hat dort seine Gränze, wo jene des Geschmacks der Kenner beginnt. Der Pöbel hat für das Kunstprodukt kein Auge mehr, sobald er mehr als Farben, sobald er Gedanken darin sieht; eine Art von Götzendienern, denen das Bild der Gott selbst ist.

Der junge Künstler dankte mir, und sagte mit rührender Freimüthigkeit: „es ist leider zu spät, „ich bin zu weit auf dem von mir eingeschlagenen Wege vorgerückt, zu gedrängt durch „Dürftigkeit, um die Strasse zu betreten, die Sie mir vorzeichnen. Er seufzte und verlangte meinen Namen. Den erfahren Sie nicht, war meine Antwort, Homer, Virgil und Liebe zum Ruhm, diese kennen zu lernen, sey Ihnen wichtig. Ohne Liebe zum Ruhm wirkt man nie grosse Handlungen, denn man strengt keine Kraft an.

Alexander zertrümmerte nur darum in Asien Königreiche, um ihren Sturz auf dem Versammlungsplatz der Athener verhallen zu lassen.

Siebenzigster Brief.

R o m.

Heute besah ich das Coliseo.

Auf dem Wege dahin kam ich unter Titus Bogen durch, und verweilte einen Augenblick

bei dem triumphalischen Pomp, bei den jüdischen Trophäen, bei den vor den Wagen gespannten Sklaven, bei des Triumphators sanfter Majestät, und bei der in frohe Betrachtung ihres Lieblings versunkenen Menge der in ihrem Titus glücklichen Römer, kurz, bei tausend Spuren des griechischen Meisels, welche an Schönheit wetteifern, und auf dem Marmor noch der Ewigkeit leben. Mußte mich nicht ein Denkmal, von Trajan einem Titus errichtet, anziehen?

Rechts von Titus Bogen steht jener Constantins, links das Coliseo, in der Mitte die berühmte *Meta sudans*.

Constantins Bogen wurde errichtet, um dessen ersten Sieg gegen Maxentius zu feiern, er zeigt uns heut zu Tage nur den Verfall der Künste unter jenem Cäsar. — O der Schande! Man war gezwungen, einen Bogen Trajans seiner Basreliefs zu berauben, um jenen Constantins zu schmücken.

Ich verließ ihn bald, diesen Bogen, und warf, im Vorübergehen, einen flüchtigen Blick auf die Reste der *Meta sudans*, die itzt nicht mehr durch die Frische und das Gemurmel der üppigen Wasserfälle fesselt, welche sie einst ausströmte. Itzt nahte ich dem Coliseo. Es ist das wunderwerthe

Denkmal römischer Macht unter den Cäsarn. Der ungeheure Umfang, den es einnimmt, die unübersehbare Masse von Steinen, welche es bilden, diese Zusammenstellung von Säulen aller Ordnungen, welche, sich im Kreise über einander erhebend, drei Reihen von Portico's bilden, kurz, alle Verhältnisse dieses unermesslichen Gebäudes, das alles spricht die Weltherrschaft und die tiefe Sklaverei jenes Volkes unter den Kaisern aus, welches es erschuf.

Lange umwanderte ich das Coliseo, ich wagte kaum, es zu betreten, meine Blicke zollten ihm Ehrfurcht und Bewunderung. Höchstens die Hälfte des ungeheuren Gebäudes steht noch, aber meine Phantasie liefs die Trümmer wieder emporsteigen, und da stand in seiner vollen Grösse das herrliche Denkmal!

Ich trat ein. Ein grosser, unaussprechlich erhabener Anblick. Welche Fülle von Contrasten! Da liegen, in malerischen Gruppen, Trümmer aller Theile des Gebäudes, von allen Formen, aus allen Jahrhunderten, von jedem Jahre; an diesen erkennst du die Hand der Zeit, an jenen die Wuth der Barbaren: hier Trümmer von gestern, dort ältere; da drohen welche den Einsturz; in jedem Momente rollen einige in den Staub hin. An jenem Ende schwankt ein Säulengang, hier ein Gebälk, weiter hin eine Treppe. Zwischen den Bruchstücken schlingen sich Epheu,

Dorngeflechte, Moosgehänge, Pflanzen und Sträucher, sie kriechen an dem Gemäuer, an den Quadern hinauf, bohren sich in den Mörtel und zerreißen, trennen, verwandeln in Staub die kolossalen Massen, welche der Wink eines Cäsars und hunderttausend Sklavenhände geschaffen und verkettet hatten.

Hier kämpften also, an den Tagen römischer Feste, Gladiatoren, Martirer und Sklaven, um den trägen Kreislauf des Blutes in den Adern von hunderttausend Müssiggängern zu beflügeln?

In meinem Ohre tönten das Gebrüll blutdürstiger Löwen, der Sterbenden Todesröcheln, ihre leisen Seufzer, die wilden Stimmen der Henker, und (meinem Gefühl das empörendste) das Beifallklatschen der Römer. Fürchterlich schallte mir dieser Beifall, der nie gesättigt zu immer neuem Mord entflammte, ihn spornte; ich hörte die Männer mit wildem Durst mehr Blut heischen, das schöne, zarte Geschlecht mehr Grazie von den Sterbenden fodern.

Ein Fechter fällt; eine aufblühende reizende Schöne, deren Feuerblick dem Geliebten eben zärtliche Liebe gelächelt hatte, streckt sich auf den Fufsspitzen in die Höhe, um den Todesseufzer des Sterbenden mit Wohlgefallen aufzufassen, oder sich verächtlich abzuwenden, um ihn laut zu tadeln, oder zu beklatschen, nachdem er nun

schön oder schlecht seufzen wird! Sollte sie nicht diesen Seufzer erkaufte haben? Eine gräßliche Langweile, die römische, nur Blut und Wunden konnten sie verscheuchen!

Der Gedanke, den Weltkreis erobert zu haben, hatte der Römer Empfindungen so unnatürlich überspannt, daß sie die Grenzen der Natur und der Menschheit durchbrachen: am Ende konnten nur gestürzte Reiche, Fechter- und Löwenkämpfe, kolossale Statuen vom edelsten Metall, und eines Nero und Caligula blutige Herrschaft Eindruck auf sie machen, sie angenehm erschüttern.

Wie umgestaltet die *Arena*? In der Mitte steigt ein Kreuz empor; ringsumher prangen, in gleichen Zwischenräumen, über den Behältern, in welchen die wilden Thiere brüllten, vierzehn Altäre, verschiedenen Heiligen geweiht. Hier predigen beinah jeden Tag Mönche, und halten Bruderschaften.

Täglich arbeitete Zerstörung am Coliseo, es wurde entehrt, besudelt, die Steine wurden weggeschleppt. Benedikt der vierzehnte schenkte ihm durch heilige Weihe Rettung; Altäre und Ablässe müssen es, gleich einer Aegide schützen. So sind dieser Mauern, der Säulen und Säulengänge einzige Stützen, die Namen der Martirer, deren Blut sie bespritzte.

Ich durchwanderte alle Parthieen des Coliseo, stieg in alle Stockwerke, ich setzte mich in die Loge der Cäsarn. Die öde schauerliche Stille, die in diesen Corridors, auf den Treppen, unter den Säulengewölben wohnt, wirkte mit einem magischen Zauber auf mich, ich horchte mit einem unaussprechlich wehmüthigen Gefühl dem einsamen Hallen meiner Tritte in diesen Wohnungen des Schweigens; noch lang wird diese Empfindung in meiner Seele nachbeben. Mit einer sonderbaren, beinah mögt' ich sagen, Andacht erfüllte mich das dumpfe Geräusch der Zeit, die auf allen Seiten im Coliseo wühlt, mehr der Seele als dem Ohre hörbar.

Allmählig entschlüpfte der Tag aus dem weiten Kreise; durch die Arkaden stahl sich leise die Nacht und hüllte ihn in ihr stilles Dunkel.

Beim letzten Schimmer des scheidenden Tags, mit dem sich die jungen Schatten der Nacht gatteten, erblickt' ich ein junges Weib, schön und grazienhaft gekleidet. Schmeichelnde Lüftchen spielten in den dunkeln Locken und im flatternden Gewandte. In einem Arme lag, mit einem Engelslächeln, ihr Säugling an der Brust; aufblühende Rosen in der Linken, und ein niedliches Körbchen mit frischen Erdbeeren auf dem schönen Kopfe, schienen mir Flora und Pomona zu verkünden — verschwunden war das Coliseo. Meine Pulse stürmten, ich fühlte mich von ei-

ner sonderbaren Verwirrung tief bewegt. Endlich stieg ich träumend in die *Arena* herab. Meine Blicke kämpften noch lange mit dem abendlichen Dunkel um diese pittoresken Trümmer; sie fiengen an zu ermatten, und ruhten endlich auf dem abgerissnen Quader, der noch am höchsten in den Lüften trotzt, ihn röthete sterbend der Sonne letzter Stral. Endlich mußte ich scheiden, aber reicher um tausend Ideen und Gefühle, die uns nur in diesen Ruinen blühen, denen nur sie Leben verleihen.

Ein und siebenzigster Brief.

R o m.

Ich fuhr heute mit Madame * * * nach Tivoli. Wir kamen früh dort an, Madame besah mit der übrigen Gesellschaft die große Cascade, Neptuns Grotte, das Haus des Mäcenat; ich eilte an die Cascatellen. Mein Wiedersehen dieses Lieblingsorts war das einer Geliebten, von welcher man sich auf immer getrennt glaubte. Ich irrte allenthalben umher, verschlang alle Schönheiten, als hätt' ich sie noch nie gesehen. Der Abend war himmlisch, ich allein; ich zog meinen Properz und Tibull aus der Tasche. Dir Cynthia und dir Delia will ich ein Opfer weihen, rief ich enthusiastisch aus, es seyen Verse

eurer Dichter, vielleicht weht die Stelle, welche sie erzeugte, Begeisterung auf mich nieder, um sie würdig meiner Sprache zu schenken!

Ich schmolz mehrere Elegieen in eine zusammen, und ahmte nach, statt zu kopiren. Hier eine Elegie von Properz. *) Aber erst Verzeihung, ihr lieblichen Dichter Bertin und Parny; ihr Properze und Tibulle unsers Vaterlands, ich brach Blüten in euren reizenden Gärten, und — nach euch!

Zwei und siebenzigster Brief. **)

R o m.

Hier einige Bemerkungen über den Kirchenstaat und über Roms Bewohner.

*) Ich glaube, mit Forstern in seiner Uebersetzung, dem Leser mit diesen französischen Reimen, so wie mit der im folgenden Brief enthaltenen Nachahmung des Tibull kein Geschenk zu machen, und habe solche deshalb weggeschnitten. A. d. V.

**) Folgende Notizen über Roms Verfassung und Sitten sind nicht abgeschnitten worden, weil der Geist der Hierarchie, mit allen seinen Ausflüssen, welche hier geschildert werden, immer noch in ihrem Hauptsitze weht, mithin diese Bemerkungen ihr Interesse keineswegs verlohren haben. A. d. V.

In Rom findest du nur drei Menschenklassen, den Pabst, die Geistlichkeit und das Volk.

Der ganze Clerus dreht sich, durch eine allmächtige Attraktivkraft fortgerissen, in weitem und engem Kreisen um die höchsten Würden, die Tiare mit eingeschlossen. Alles, was nicht Geistlichkeit ist, bleibt ausserhalb dieses magischen Wirbels; Prinzen, Marchese's, Advokaten, Pächter, Künstler, Kaufleute, Bediente — Bettler, hier hast du das Volk.

Nur Alter und Glanz der Familien verleiht in Rom dem Adel Ansehen und Einfluß; hier drückt nicht das zufällige ungeheure Gewicht des Vorrechts zu allen Stellen, und der zahllosen Summe von Möglichkeiten der Despotie mit Zentnerlast auf die übrige Masse des Volks.

Der Clerus hat das Monopol aller Ehrenstellen und aller Macht; nur von mehr oder minder vertrauten Verhältnissen mit wichtigen und unwichtigern Gliedern dieses Standes kann eine untergeordnete Wichtigkeit, kann eine Art von Ansehen für die Laien ausfliessen.

Die größte Masse von Reichthümern wuchert unter den Händen der Geistlichkeit, es ist der Kaufpreis des Himmels, mit dem sie einst Handel trieb.

Von sechs und dreisigtausend Häusern in Rom besitzt zwei Drittheile die Kirche; sie erbte

seit einer Reihe von Jahrhunderten unaufhörlich, und sie hat keine Erben. Mit der Zeit muß sie einmal alles besitzen, das heisst, alles verschlingen.

Das Territorialvermögen ist im Kirchenstaat sehr unbedeutend, es würde die Bewohner nicht ernähren können. Aber Rom hat Bullen, Ceremonieen, Ruinen des Alterthums, es hat seinen Namen, und dieser ist die kostbarste all seiner Ruinen.

Der Kirchenstaat ist ausser Stande, Erzeugnisse seines Bodens oder seines Kunstfleisses auf den grossen Markt Europens zu bringen, sie genügen kaum seiner Consumption; kurz, es kann gegen das übrige Europa nur Gold austauschen, denn Ablässe sind itzt ausser Cours. Vielleicht dürfte dieses Land auch mit dem Handel bekannt werden, wenn dort Feldbau und Industrie blühten, allein beide sind im kläglichsten Zustande.

Hier eine Probe vom Bau des wenigen kultivirten Feldes um Rom.

Zur Zeit des Pflügens und der Aerndte finden sich Leute auf einem öffentlichen Platze nahe bei Rom, mit ein, zwei, dreihundert Paar Ochsen ein; die Grundeigenthümer miethen eine gewisse Anzahl, und führen sie auf ihre Grundstücke, oft acht oder zehn Miglien weit. Itzt

werden in einem Tage die Arbeiten für die ganze Jahrszeit vollbracht, man pflügt in einem Tage, säet in einem andern — in einem Tage ärndtet man und heimst die Aerndte ein, diese Feldarbeiten gleichen feindlichen, rasch ausgeführten Uiberfällen.

Der Boden ist fruchtbar, und würde sehr willig einem geringen Aufwande von Kunst und Anstrengung den anvertrauten Saamen mit Wucher wieder schenken; Segen würden seine trefflichen Bestandtheile, vom Stral dieser italiänischen Sonne geschwängert, über die Bewohner des Kirchenstaats ausgiessen, itzt hauchen sie nur giftigen Krankheitsstoff aus, und verpesten die Luft.

Roms Bevölkerung wird auf 170000 Seelen geschätzt, hierunter zehntausend Bettler oder Arme, die dienende Klasse ist zahlreicher. Der weltliche Clerus und die Mönche betragen ein Sechstel der Population. Durch den geistlichen Cölibat entsteht ein auffallendes Mißverhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen rücksichtlich der Ehen, fünf Weiber auf einen Mann — hier hast du den Maasstab der Libertinage in Rom.

Die Cultur des Geistes hält mit jener des Bodens gleichen Schritt. Seine Erzeugnisse beschränken sich auf Rechtsgelehrsamkeit, Arzneiwissenschaft, Theologie und — Sonnette.

Die beste Erziehung genießen hier die Mädchen, welche gar keine erhalten.

Die Menge in Rom besitzt wenig Vernunft, ziemlich viel Verstand, aber sehr viele Phantasie; Jahre verleihen nur Gewohnheiten, keine Erfahrungen. Es versteht sich, daß ich nur vom herrschenden Volkscharacter spreche.

Drei und siebenzigster Brief.

R o m.

Bekanntlich krönt die Wahl das Haupt des Pabstes mit der dreifachen Krone.

Keines europäischen Regenten Macht ist durch Gesetze weniger beschränkt; des Pabstes Wort ist Gebet, es ist der Inbegriff aller bürgerlichen Gesetze und aller religiösen Vorschriften; den Willen des Hauptes der Kirche und des Staates heiligt Furcht vor dem Richtschwerdt und vor dem Teufel mit seinem höllischen Reiche.

Indessen hat des Pabstes Ansehen zu Rom nicht seine volle Kraft, selbst nicht einmal die Hälfte. Die weltliche Gewalt beschränkt sich auf sehr mäsige Einkünfte, auf eine handvoll Militz, die den Wehrstand sehr drollig repräsentirt, auf eine Bande Sbirren, in den Augen der Menge mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt;

ferner auf einen Schatten von Polizei, welche — die Pfarrer handhaben und endlich auf zahlreiche Gerichtshöfe, die, gerade wegen ihrer Menge, ohne Gewicht sind.

Diese Ressorts der zeitlichen Macht, schon an und für sich schwach genug, werden noch durch Nichtgebrauch und durch Misbrauch geschwächt, und sinken dadurch beinah zum unbedeutenden Nichts herab.

Bei der Verwaltung der Finanzen vermißte ich zweckmäßige Anwendung, eine durchdachte Bewirthschaftung, und allen Plan im Rechnungswesen. Das Finanzsystem ist systematische Plünderung.

Hier hast du mit ein paar Worten die Skizze der Militärverfassung: das Fantom einer Armee gehorcht dem Fantom eines Feldherrn, umsonst würdest du militärischen Geist und Kriegszucht suchen. Die Sbirren sind privilegierte Räuber, sie verfolgen Räuber, welche kein Privileg schützt. Ihr Haupt ist verbunden, dem Kardinal-Vikarius eine Carosse und zwei Pferde zu halten. — Liessen sich nicht Bände hierüber schreiben?

Die Tribunale bestehen aus Prälaten, die, im Ganzen genommen, der Gesetze unkundig, sich mit ganz andern Dingen beschäftigen — doch sie haben ja ihre Sekretairs.

Die *Rota Romana*, die höchste Appellationsstelle, verdient die Ehrfurcht, die man ihr zollt. Ihre Sentenzen sind motivirt, und werden unverzüglich bekannt gemacht; allein sie sind nicht der Markstein der Justiz, denn man hat bequeme Wege, sie zu zernichten. Ein Wort des Oberhaupts der Christenheit, und es ist geschehen: dies Wort läßt sich erschleichen und erkaufen.

Eine ungeheure Zahl von Asylen (Rom zählt ihrer bei siebenhundert) die Nichtsbedeutenheit der Sbirren und ihre Langmuth, Protektionen und Privatansehen, die gelinden und schlecht bewahrten Galeeren machen die peinliche Gerechtigkeit zur Vogelschenke.

Noch ein Zug zum Gemälde: jedes Haus, das eines Kardinals Wappen trägt, schützt den Schuldner gegen gerichtliche Verfolgungen. Mit Asylen dieser Art wuchern die Kardinäle, denn Strafflosigkeit ist in Rom eine bedeutende Rente, die manchem Kardinal Glanz und Reichthum bringt.

Die geistliche Macht hat etwas mehr Kraft behalten, als die weltliche, aber doch sehr viel verloren. Drei mächtige Ursachen wirkten zusammen: die Menge von Ablässen, die Leichtigkeit der Lossprechung von allen Sünden, und lange Gewohnheit, welche jedem Eindruck seine Stärke raubt.

Solltest du nicht, nach dieser Skizze von Roms Verfassung, glauben, es müsse, politisch betrachtet, am Rande des Abgrunds stehen, als — gesellige Vereinigung von tausend Unordnungen zerrüttet werden, es müsse, in seinen bürgerlichen Verhältnissen, jeder Gattung von Elend und innerem Verfall preis seyn? Höre eine unglaubliche, paradoxe Wahrheit; Rom ist unter allen Staaten, wenn du ihr politisches Verhältniß betrachtest, vielleicht der sicherste, als sittlicher Staat der ruhigste, und als bürgerlicher der glücklichste. Wie dies Phänomen entziffern? — Die Einwirkung moralischer oder sonst versteckter Triebfedern, deren Tendenz Sicherheit, Friede und Glück bezweckt, überwiegt die physischen oder scheinbaren Ursachen, welche auf Zerrüttung, Unordnung und Unglück hindeuten. Morgen eine nähere Erläuterung.

Vier und siebenzigster Brief.

R o m.

Der Kirchenstaat sollte ohne Truppen, ohne Geld, beinah ohne Bevölkerung und ohne Mittel weder des Angriffs, noch der Vertheidigung, von Staaten umschlossen, die mit gierigen Blicken ihn verschlingen, der Gefahr preisgegeben scheinen, ein Raub dieser heishungrigen Nachbarn zu seyn.

Aber sieh, wie moralische Triebfedern, um die Wette, das wankende Gebäude stützen, und die geborstenen Fugen wieder in einander schieben.

Eifersucht erhält die Nachbarstaaten immer in Spannung, sie beobachten sich mit lauernden Blicken — und bleiben unthätig. Religionsmeinungen sind für Rom mehr als Feuerschlünde und Bajonette, diese Armeen kämpfen für es in allen Weltgegenden ohne Schwerdtstreich. Und dann, spornt nicht das höchste Interesse der Politik alle christlichen Fürsten, für die Erhaltung einer Despotie zu wachen, welche allen andern zum Grundpfeiler dient; denn sie hüllt alle Thronen in den Nimbus der Heiligkeit, und versetzt sie in den Himmel. Rom leiht und verkauft auch wohl allen Beherrschern der Erde das Sprüchlein: „alle Macht kömmt von „Gott;“ es erspart ihnen dadurch Gold und Truppen, denn dies Sprüchlein wiegt Heere auf.

Man verlangt mit Unrecht eine Trennung der weltlichen und geistlichen Macht des Pabstes; die Fürstenkrone ist's, welche die Tiare auf seinem Haupt erhält, trenne beide, und beide sind zernichtet. Physische Kraft ist das Fundament aller moralischen Kräfte, welche eigentlich selbst auch physisch wirken, aber nur complizirter und versteckter als jene.

Nur dann wird des Pabstes zeitliche Gewalt zu Grabe gehen, wenn die Religion die Hüllen
des

des Aberglaubens und der Vorurtheile abwirft, und — diese Prophezeiung verkündet ihr eine lange Dauer; vielleicht arbeiten Religion und Philosophie auf immer umsonst, den Catholizismus von den Schlacken der Bigotterie zu reinigen.

Natürliche Schwäche des Menschengеistes, unbesiegbare Unwissenheit der niedern Stände, der Zauber der Gewohnheit, das rege Spiel mächtiger Leidenschaften werden auf immer diesen Läuterungsprozess hemmen. Sie beugen mit Zentnergewichten den hohen Flug der Christenreligion in des Himmels Gefilde, in ihre Heimath, nieder, und hindern ihre Zurückführung auf die einfachen, erhabenen Ideen, welche die niedern Seelenkräfte der Menge nicht zu fassen vermögen.

Aber, höre ich dich sagen, wie schwach, wie kraftlos ist heut zu Tage der Kirchenstaat? — Er war nie dauernder gegründet, als seit dieser Epoche seiner Kraftlosigkeit. Er hat für die ganze Zukunft nichts mehr zu fürchten, denn er ist nicht mehr furchtbar. Hier die Lösung des ersten Räthsels.

Fünf und siebenzigster Brief.

R o m.

Der Geist des Friedens und der tiefsten Ruhe, der in Rom herrscht, läßt sich sehr leicht entziffern.

In den Händen des Pabstes ruht zwar eine schrankenlose Macht, allein er misbraucht dies Geschenk eines glücklichen Zufalls nicht. Ihm ist die Krone ein Spielgewinnst, eine Zugabe zur Tiare, ein Ausfluß derselben, und mehr ein anvertrautes Gut als das Eigenthum eines gebornen Fürsten, denn der Pabst findet sie nicht in seiner Wiege. Ausserdem fällt die kluge Wahl des Conclaves gewöhnlich auf einen Greis, und Greise eignen sich schwerer, als die Jugend, neue Bedürfnisse, Gewohnheiten, Talente und Ideen an, selbst dieser gelingt es nicht so in einem Moment. Noch eine wichtige Betrachtung hält die Pabste von Unterdrückung ihres Volkes ab, wenn sie auch Versuchung dazu fühlten: nur mit Liebe zum Pabst, als König, gattet sich die Ehrfurcht vor dem Haupt der Christenheit. Der Pabste Despotism äussert sich mehr im Schlaf, als im Misbrauch ihrer Macht. Schwäche ist ihre Tirannei, das heisst, sie überlassen andern das Tirannisiren, und dabei gehts denn ziemlich ruhig ab, das Volk durchträumt die Zeit bis zu einer neuen Pabstwahl, es hat Muse dazu. Der hohe Clerus fühlt sich nicht berufen, ohne Interesse, die einmal bestehende Ordnung der Dinge zu stören, denn das Ansehen des Pabstes, schon an und für sich sanft und mild, wird ihm kaum fühlbar. Die Uiberzeugung von der Heiligkeit dieser Gewalt, von ihrer Nothwendigkeit, und von ihrer momentanen Dauer, sind

ihre Stützen: Ehrsucht und Hoffnung, einen Theil der Gewalt im Augenblicke, und vielleicht einst sie ganz auszuüben, nehmen ihr vollends alles lastende, ihr bleibt nur ihr Gewicht. Was sollte die Cardinäle zur Beschneidung der Tiare spornen? Alles, was sie im Staate, in den Augen der Menge, im Clerus, beim Regenten; selbst was sie in ganz Europa repräsentiren, das gelten sie nicht durch ihren Cardinalshut, sondern eben durch die dreifache Krone, die einst ihren Scheitel schmücken kann. Und — sie sollten jenen Thron beschränken, den sie einst zu besteigen hoffen dürfen?

Das Volk hat einen unbeschränkten Herrscher, aber nur einen; er wechselt oft, es glaubt ihn von Gott gesandt, und zwischen dem Volke und der Tiare gähnt eine ungeheure Kluft. Hier hast du die moralischen Ursachen, welche den Nacken der Römer und ihren Glauben unter das Joch beugen, das sie nicht drückt.

In Rom verhütet weder die Polizei Störungen der öffentlichen Ruhe, noch unterdrückt sie die Justitz, und doch ist das Volk ruhig; der Mangel an Motifen zur Unruhe ersetzt die Mittel, Ruhe zu erhalten. Daher nichts seltner in Rom, als qualificirter Diebstahl, Raub und Volksauflauf; aber Messerstiche giebs da in Menge. Diese erzeugen jedoch weder Unruhen noch Entsetzen; man sieht mit kühlem Blute morden, und

erzählt den Mord eben so gleichgültig. Der Mörder heist kein Bösewicht, kein gefährliches Mitglied der Gesellschaft, kein Ehrloser. „Man wird ihn gereizt haben“, das ist alles, was man über ihn hört. Messerstiche sind des Volkes Zweikämpfe. Man betrachtet sie als Selbsthilfe, als Ausübung einer Gattung von Justiz, die man dem Volke noch übrig gelassen hat. Aber sie überschreitet nie die Grenzen der Rache; und diese Rache zügelt die Furcht, sie einmal selbst zu reitzen, und ihr Opfer zu werden. Rache ist die Polizei der Römer.

Man würde ohne Mühe, wenn mans nur ernstlich darauf anlegte, dem Pöbel das Messer aus den Händen winden, und einen schändlichen Auswuchs der peinlichen Justiz mit seiner Urquelle vereinigen können; man dürfte nur die Asyle aufheben, die Galeeren in strengere Aufsicht nehmen, und dem Sterbenden nicht mehr ungewisse Laute der Verzeihung auspressen. (Der Mord durch einen Messerstich gilt hier so sehr als Privatverbrechen, daß mit dem Versöhnungsworte des Sterbenden auch die Justiz mit dem Mörder versöhnet wird.)

Sollte wohl bei einer solchen Reformation das Volk gewinnen?

Das Messer schlachtet zwar der Opfer manche, aber es hindert die Unterdrückung, welche ihrer ungleich mehrere schlachten würde. Es

kürzt manchen Lebensfaden ab, verhindert dagegen aber Ströme von Thränen und eine Summe von Unglück.

Der Grofse, im Besitz der Möglichkeit des Drucks, und der Geringe, wenn er sich rächen kann, spielen gleiches Spiel. Es sei jedoch ferne von mir, den Messern das Wort sprechen zu wollen, hier ist nur von dem kleinsten unter mehreren Uebeln die Rede. Ein paar Worte über die Seltenheit des Diebstahls. Die physischen Bedürfnisse, welche den Diebstahl motiviren, sind nirgends so gering, als in Rom. Zwar schenken Boden und Kunstfleifs den Römern keine Schätze, Aber durch ihres Clima's üppige Fruchtbarkeit genährt, erwärmt durch ihrer Sonne Gluthen, die ihnen statt Kleidern gelten können, vermissen sie keins von jenen beiden.

Die precaire Lage der Bettler, dieser Auswüchse der Dürftigkeit, ist anderwärts die gewöhnliche Quelle der Dieberei; hier findest du dies nicht, der Bettler gehört zu einem fixirten Stande, der seiner Nahrung gewifs ist. Jeden römischen Bettler nährt der Bettel, er sichert ihm nicht nur die Bedürfnisse des Augenblicks, sondern selbst jene der Zukunft.

Männer, Weiber, Kinder dürfen in Roms Strassen nur in Lumpen sich zeigen, eine eckelhafte Wunde zur Schau ausstellen, und sie finden Brod, auch noch etwas mehr, denn das Mit-

leid der Römer geht nicht mit der Vernunft Hand in Hand. Und braucht der Bettler mehr als die Bedürfnisse des animalischen Lebens? Entehrt, erniedrigt durch Elend, körperliche Leiden oder Trägheit, findet er, gleich dem Hunde, der ihn begleitet, in ihrer Befriedigung sein ganzes Glück.

Mehr als irgendwo in der Welt wimmelts in Rom von Bettlern, alle Strassen und Zugänge sind mit ihnen besäet; einen grossen Theil setzen die Wallfahrthen dort ab. Alles steht ihnen offen, sie dürfen allenthalben mitleidige Seelen aufspüren; selbst in den Caffeehäusern laufen sie, gleich Hausthieren, ab und zu. Das Zartgefühl wird empört, es leidet, murt; aber die Menschlichkeit heisst es schweigen, denn auch Bettler sind unsre Brüder. Noch ein Grund mehr, der die Seltenheit des Diebstahls erklärt, ist der Mangel an Luxus, besonders an jenem verderblichen, schamlosen, der nur zu glänzen sucht, gleichviel auf wessen Kosten. In Rom ist der Ueberflufs weniger Nothdurft, als in andern Städten. Da bieten Reichthümer der Ehrsucht wenig die Hand, ihr einziger Weg geht durch die Geistlichkeit und findet dort sein Ziel. Zudem kennt sich hier alles; mithin schwindet die Hoffnung, durch erborgten Glanz zu täuschen, und eben deswegen wird Glanz und Verbrechen, um ihn zu erkaufen, unnütz. Imaginaire Bedürfnisse erzeugen grössere Schandthaten, als die nothwendigsten

des Lebens. In Rom stiehlt nicht Elend, nicht Trägheit oder Ehrgeitz: Befriedigung des Geschlechtstrieb's ist kein Reitz zum Diebstahl. — Ich sage, Befriedigung des Geschlechtstrieb's, denn hier bieten Klima und Sitten Gegenstände in Fülle dar, selbst der eigensinnigsten Wollust zu genügen. Privatausschweifungen sind in Rom so zügellos, daß man keine öffentlichen Tempel kennt, wo man der sinnlichen Liebe opfert, sie sind unnöthig: so ist in andern Ländern die Armuth so allgemein, daß man keinen Bettler findet.

Es werden zwar zuweilen einmal Diebstähle begangen, aber dies sind eher Versuchungen, Reitze eines günstigen Augenblicks, denen der Dieb unterliegt, als durchdachte Gaunerstreiche.

Du erräthst, warum Meuchelmord selten ist. Das Bedürfnis, zu stehlen, ist nicht häufig und nicht sehr thätig; die Strafen gegen den Diebstahl sind nicht strenge, daher bringt selten der Dieb seiner Sicherheit ein Menschenleben zum Opfer. Aber, wirst du sagen, warum ermüdet die schlechte Justiz- und Staatsverwaltung nie die Geduld des Volks?

Unterscheide hier wohl die Rechtshändel des Volkes, des Pöbels und die der höheren Stände. Jene drehen sich gewöhnlich um Kleinigkeiten, wo Recht und Unrecht gleich zu Tage liegen, mithin erfolgen gerechte, oder solche Urtheile,

deren feine, unmerkliche Ungerechtigkeit dem Blick der Menge entschlüpft.

Die Entscheidung von Rechtshändeln anderer Art interessirt nur einen sehr kleinen Zirkel, und hier verhüllt die Verkettung verschiedenartiger Interessen und Formen, und das mistische Dunkel der Rechte die Ungerechtigkeit der Urtheile.

In der ganzen Staatsverwaltung affizirt eigentlich nur ein Zweig die Volksmasse, und zwar, weil er am fühlbarsten und znnächst auf sie wirkt; dies sind die Preise der Nahrungsmittel. Wenn sie steigen, entsteht lautes Murren. Was beginnt nun wohl die Staatsgewalt? Sie lauert gespannt, und wird das Murren nicht zum lauten Schrei des Aufruhrs, dann weicht sie nicht aus ihrem Gleise; ihre Sorge beschränkt sich nur, das Maas des Volksgrimms nicht durch das letzte Tröpfchen zu überfüllen, das alle Gefässe überfließen macht. Ertönt aber der Schrei des Aufruhrs, dann setzt man die Preise herab, und — die Maasse werden kleiner, das Volk ist zufrieden; es bleibt sich in allen Staaten der Erde gleich. Das römische ist indessen das geduldigste; andere Völker harren einer bessern Zukunft entgegen, diesem kann der nächste Morgen Hülfe und ein glücklicheres Schicksal bringen. Der Pabst erscheint ihm als ein König im Todeskampfe, denn er besteigt gewöhnlich nur darum mit einem

Füsse den Thron, weil der andre schon im Grabe steht.

Die schlechteste Empfehlung eines Pabstes bei den Römern ist langes Leben, er verzögert dadurch die Ziehung eines Glücksrades, das für jeden Loose enthält, und aus dem alle einen Treffer hoffen. Die Cardinäle haben Loose zur Pabstwahl, die Prälaten zum rothen Hut, der übrige Clerus zu Prälatenstellen, der Adel hofft Einfluß, andre hoffen Aemter, der Handelsstand Versteigerungen, der Künstler Arbeit, der Bettler endlich — Allmosen; kurz alle hoffen von der Pabstwahl Veränderung ihrer Lage, Schauspiele, Feste und rauschende Freuden. Rom ertönt von lautem Jubel; in wildem Freudentaumel wogt und fluthet durch alle Strassen die Menge — hat Rom einen Sieg erfochten? — Nein, der Pabst ist nicht mehr.

Sechs und siebenzigster Brief.

R o m.

Wie kann aber wohl, unter dem Joch einer ungezügelten Herrschergewalt, beim sekundären Einwirken so vieler Gewalten des Drucks, niedergebeugt durch die tiefste Armuth und den beispiellosen Fehlern und Schändlichkeiten einer verabscheuungswerthen Verfassung preisgegeben, das Volk glücklich seyn?

Der Gehorsam des Volks ist nicht sehr ungreiflich; Geduld, Hoffnung und Religion haben zwischen Druck und Empörung eine weitgährende Kluft gegraben. Aber wie sein unbefangenes, heitres Gehorchen erklären?

Ich sagte schon oben, daß des Pabstes unbeschränkte Macht nicht sehr auf dem Volke lasten könne; die Einwirkung der Großen ist ihm noch weniger drückend. Es herrscht, in allen Beziehungen der letzteren mit Ihresgleichen und mit den Geringeren, eine ausgezeichnete Gefälligkeit, eine Willfährigkeit und Cajolerie ohne Gränzen; dies bewirken die tollen Launen der Glücksgöttin, welche du in Rom in ihrem buntesten Spiele erblickst; gewöhnlich sind Bediente, Mönche, Secretairs, und Weiber ihre Maschinen. Man weiß daher nie ganz, wen man vor sich hat, kennt den Werth des Mannes nicht, mit dem man umgeht, nicht den Einfluß des Vorübergehenden, den man grüßt. Vielleicht ist jener arme Priester dort morgen Prälat, dieser arme Prälat, Cardinal; ein armer Teufel heute Secretair oder Bedienter eines Mannes von Einfluß. In dieser Ungewissheit behandelt man sich wechselseitig mit vieler Umsicht; im Zweifel verschwendet man allenthalben süsse Worte, ein gewogenes Lächeln, den Händedruck der Freundschaft; jedes Gesicht macht dem andern den Hof.

Die Römer haben eine auffallende Fertigkeit, alle Züge umzuwandeln, oder besser, sie haben nicht nöthig, diese beweglichsten aller Gesichter zu verändern; es sind die besten Masken in der Welt, auf welchen alle Leidenschaften sich tummeln. Allein ihre Pantomime verzerrt Gesticulation, Worte und Blicke, sie wollen sie zu bedeutend machen, und sie wird ausdruckslos. Der Italiener traut weder dem Gesicht, noch den Worten seines Landsmanns, selbst dem Ton nicht, den er in sie legt, er glaubt nur dem Erfolg.

Es ist sehr unterhaltend, den Besuch eines Cardinals bei einem andern, besonders, wenn dieser Einfluß besitzt, zu beobachten. In der ersten Antichambre grüßt er die Bedienten, in der zweiten lächelt er den Kammerdienern zu, in der dritten drückt er dem Adlichen die Hand; im vierten Vorzimmer endlich verschwendet er Gruß, Lächeln, Händedruck und süsse Worte an den wichtigen Mann, der ihn einführt. Jetzt ist der Cardinal bei seinem Collegen; nun beginnt ein Umarmen, ein Kißen, das die wärmsten Freunde verräth, und doch sind es zwei Rivalen, die sich erdrosseln mögten.

Diese unumgängliche feine Politik im Umgang gewährt dem Geringen jenen Schutz vor dem Druck der Großen, den ihm die Gesetze nicht darbieten. Kurz, in Rom nähert die allgemeine Beschränktheit der Glücksumstände die ein-

zelnen Individuen und Klassen der Gesellschaft einander; in einer Menge von gleichen Köpfen, deren keiner über dem andern hervorragt, würde der Despotism Mühe haben, seine eiserne Hand auf einen einzelnen fallen zu lassen.

Sieben und siebenzigster Brief.

R o m.

Noch folgende kurze Notizen und du wirst das Glück der Römer ganz enträthselt finden, das, wie du eben sahst, auf einer anscheinenden politischen Sklaverei und auf einer sehr wesentlich existirenden Freiheit beruht. Kein physisches Bedürfnis des Römers findet überflüssige Befriedigung, aber jedes die nothdürftige; und diese Nothdurft ist sehr klein.

Der Hunger plagt das Volk nicht, eine tägliche Mahlzeit genügt ihm, und diese besteht aus Früchten, Gemüse, kleinen wohlfeilen Fischen und etwas Fleisch. Der Durst heischt und consumirt wenig Wein, dagegen viele Limonen und Eis. Der Mangel an letzterem reizt den Pöbel leichter auf, als Hungersnoth.

Die Kleidertracht wird durch Clima und Gewohnheit auf nothdürftige Bekleidung beschränkt; wer nicht grade nackt ist, ist gekleidet.

Die Bedürfnisse des Geschlechtstrieb's finden im Cicisbeat Nahrung; Sitten und Religion bieten ihnen Leichtigkeit der Befriedigung und tolerante Nachsicht dar.

Ein ganz eigenes Bedürfnis, das ich gewöhnlich unter jenen des Menschen nicht aufgezählt fand, ist der Drang, welchen wir fühlen, unser Thätigkeitsvermögen ganz zu erschöpfen; das heißt, des Restes unserer Zeit los zu werden, der uns übrig bleibt, wenn wir uns mit unserm Körper abgefunden haben. Dieses gebieterische, mächtige Bedürfnis, welches in unserm Leben eine so bedeutende Rolle spielt, ist von Gesetzgebungen zu wenig berücksichtigt, vom Strahl der Philosophie zu wenig beleuchtet worden. Wer hat nicht schon das Mißbehagen, Langeweile genannt, mit seinen Quaalen gefühlt, welches dies Zuviel unsres Daseyns in uns erregt, wenn wir durch Zwang oder Mangel des Spielraums an seiner willkührlichen Consumption gehindert werden?

Der Mensch, im Zustande der Civilisation, beginnt, um dieses schmerzliche Gefühl zu bekämpfen, um der Langenweile vorzubeugen, oder ihr zu entfliehen, allerlei Versuche; er erfindet und cultivirt eine bunte Reihe von Künsten, erhebt sich zu höherer Vollkommenheit, oder versinkt tief in den Schlamm niedrer Lüste, erniedrigt sich oft selbst unter die Thiere; diesem Bestre-

ben zu gefallen, erschüttert er den Weltkreis, und setzt den Griffel der Geschichte in Bewegung.

Jener Trieb ist jedoch auf den verschiedenen Stufen der Menschenbildung, unter verschiedenen Zonen, mehr oder weniger gebieterisch. In Rom, zum Beispiel, wird er, wie all' seine Brüder, durch das Klima sehr beschränkt. Hiezu tragen ausserdem noch die politischen Verhältnisse bei, welche dagegen bei andern Völkern die Entwicklung, Ausbildung und Vermehrung dieses Thätigkeitsdranges befördern. Du siehst auch hieraus, daß Europa's Politik sich vom Kirchenstaate immer mehr entfernt, wie itzt das Meer von seinem Gestade.

Dieser Staat existirt wohl, seinem Flächeninhalt nach, noch in unserm Welttheile, aber seine politische Existenz ist verschwunden; er figurirt nicht mehr auf unserer Halbkugel. Er ist eine todte Masse, welche keine noch so allgemeine Bewegung aus ihrem Grabe erweckt, welche das rege Wogen und Treiben des Handels nicht beleben, keine elektrischen Schläge, von Ungewittern am politischen Horizonte erzeugt, zu erschüttern vermögen, während diese letzteren die Thätigkeit aller Nationen erregen, entwickeln und unterhalten.

Das Bedürfnis, die Thätigkeit spielen zu lassen, bei den Römern durch jene angeführten Schranken, Klima und politische Relationen, ge-

hemmt, fodert nicht den weiten Wirkungskreis, dessen es anderwärts bedarf, um sich zu tummeln, und seine Befriedigung zu finden; es bedarf nicht der manchfachen Felder der Philosophie, der Litteratur und Politik.

Die kleine Summe von Daseyn, die dem Römer, nach Stillung seiner ersten Bedürfnisse, noch bleibt, vergeudet er in der Sieste, im Genuß sinnlicher Liebe, in Kleinigkeiten, theologischen Zänkereien, und in Prozessionen. Auf das Mittagsmahl folgt die Sieste; sie endigt um sechs Uhr Abends, dann werden keine Geschäfte mehr gemacht, oder man beschäftigt sich mit Tändeleien. Die Nacht bricht ein; jetzt sind alle Arbeiten zu Ende, die Werkstätten werden geschlossen, Männer, Weiber, Mädchen, alles schwärmt durch die Strassen, jedes sucht seine eigne Unterhaltung und das dauert bis drei Uhr Morgens. Man geht spazieren, besucht den Corso, die Converseziones und die kleinern Kränzchen, man schmauſt in den Gasthäusern, in den Eiskellern; selbst der gravitätische Geschäftsmann, der Geistliche, alles legt die Geschäftsmine, den Nimbus der Heiligkeit ab, und überläßt sich dem Wohlbehagen und der fröhlichsten Unterhaltung. Jeder Abend ist ein öffentliches Fest, wo die Liebe den Vorsitz hat. Sie ist nicht sehr verfeinert; Sinnlichkeit spricht zu ihrer Schwester, und beide verstehen sich recht gut; oder Eitelkeit

spricht zur Eitelkeit, selten Herz und Phantasie zu Ihresgleichen.

Das Glück unsers Geschlechtes bei den Damen ist etwas so gewöhnliches, daß es eigentlich ganz den Namen eines Glücks verliert.

Die Sitten des Privatmanns und des Manns im Amt sind in Rom ganz ohne jene Moralität, ohne jenen feinen Anstand, der in den Sitten unseres Vaterlands weht.

Das moralisch Schöne ist hier eine *terra incognita*. Alles Gute, jede Tugend verdankt ihr Daseyn dem Instinkt, dem klugen Mutterwitz, der Gewohnheit. Sonst werden die edlern moralischen Gefühle zu Erreichung jenes Ideals, in allen seinen Ausflüssen, hingequält; sie sind ein Raub ausgeklügelter Spitzfindigkeiten und eines angestrengten Wettkampfs der Seele mit bangen Gewissenszweifeln: um jenen Zweck zu erfüllen, sucht das Gefühlvermögen, mit so vieler Kunst und so mühsamen Anstrengungen, Schriften, Gespräche, Leidenschaften, kurz die Summe des Privat- und öffentlichen Lebens mit bunten Farben auszuschnücken. Das alles findest du in Rom nicht.

Das Leben der meisten Individuen hat da nur zwei Abschnitte: Kindheit und Alter; keine der andern Abstufungen, die in der Mitte liegen.

Zwei Dinge vermehren ganz besonders das Glück des Römers. Diese sind seine Religiosität und der Grad seiner Reitzbarkeit. Ihm verhüllt die Religion, mit einem wohlthätigen Schleier, die Vergangenheit, und macht ihm, durch süsse Verheissungen, die Zukunft zum rosigen Traum. Bei dem Volke ist die Hoffnung ungleich wirksamer, als die Furcht; seine Religion trägt die dichteste Binde, und ist die bequemste. Versäumt der Römer keine gottesdienstliche Ceremonie, das heisst, kein Schauspiel; plappert er regelmässig einen Schwall von Worten her, dann ist ihm gewiss sein Stuhl im Himmel gesetzt. Er hat nicht nöthig, seine Gefühle und Ideen zu bearbeiten, seine Lebenstage im Kampfe mit den Anfechtungen des Fleisches hinzubringen: seine Religion hat den Anstrich des milden Clima's, unter dem sie herrscht. Die Reitzbarkeit des Römers ist nicht sehr stark, nicht concentrirt, sondern unstät; daher macht sie ihn selten unglücklich, und selbst dann nur in geringem Grade.

Diese Reitzbarkeit kann wohl, wie jene des schönen Geschlechts, zu allen Extremen entflammt werden, allein dann müssen die Triebfedern in steter Spannung fortwirken.

Schlage die Annalen der Geschichte auf, und sieh, was aus Rom ward, als die Sucht, die

Welt zu erobern und der Stolz, sie erobert zu haben, sich allmählig abspannten. Alles versank in die tiefste Apathie, und bald war die Weltherrschaft ein Fantom. Die Cäsarn verschwanden, um den Päbsten den Platz zu räumen.

Das alte Rom war nur ein künstliches Gebäude; itzt erblickst du es in der Rolle, die die Natur ihm vorzeichnete. Zu dem, was diese Stadt in unsern Zeiten ist, bestimmten sie Klima und Boden; aus der freien Einwirkung beider mußte das jetzige Rom als Resultat hervorgehen. Nie werden die heutigen Römer eine hohe Stufe von Bildung des Geistes und der Phantasie erklimmen; ihnen fehlen die innern Schwingungen, welche in den Sitten und im Gebiet der Künste das Erhabene, und jene energischen Erscheinungen produziren, in denen Leidenschaft und glühendes Gefühl weht. Sie bleiben innerhalb den engen Schranken einer gehaltlosen Fülle, einer spielenden Oberflächlichkeit und eines Schwalles klingender Worte; ewig wird ihnen wahres Genie fehlen, denn seine Ader quillt nur, durch Anreize hervor gelockt; so entsprudelte beim Schlag von Moises Zauberruthe dem Felsen die Quelle. Diesem Volke mangelt hiezu der erforderliche Grad von Reizbarkeit; hier ist das Genie nur ein seltnes Spiel des Zufalls. Aber dieser Mangel darf dich nicht auf falsche Schlüsse führen: Völkerglück

liegt nicht im schimmernden Glanze, der die Augen der Nachbarn blendet. Prunkende Eigenschaften und Talente bringen fast immer den Völkern, wie dem einzelnen Menschen, Elend und Unglück, und schärfen des Neides giftigen Zahn. Mit einem Wort, der Römer gleicht dem friedlichen Mann im Mittelstand, dessen Tage im stillen Dunkel hinschleichen; sein Loos regt keine Eifersucht auf, und er spornt, ohne Liebenswürdigkeit und Nützlichkeit, nicht zur Nachahmung; man sehnt sich nicht nach seinem Umgang, allein er ist glücklich.

Acht und siebenzigster Brief.

Rom.

Nie betretet die Victorienkirche, ihr zarten, reitzbaren Seelen, die ihr Amors Gebiet scheut, denn ihr würdet Berninis heilige Therese erblicken.

Therese ist halb hingegossen, der weiche üppige Körper der Wollust so hingegeben — der feuchte Blick, die schwärmerischen Züge, die niedlichen Füße, und besonders die schöne Hand, alles schmachtet nach Genuß. — Meine Phantasie erröthet, weg von diesem Zauberbilde. Und diese Kirche — sie heißt die Viktorienkirche!

Hin zu Moises Fontäne, wenn dein Innres ungestümm wogte; ein Blick auf die ruhenden

Löwen, die aus den offenen Rachen Wasserstrahlen ausströmen, wird die stürmenden Wogen wieder ebnen; ihre wahrhaft erhabene Ruhe macht auch dich wieder ruhig. Nur so ruhen gewaltige Wesen. Im ganzen Daseyn dieser Thiere athmet Friede. Jener kolossale untergeschlagene Fuß, den sie vorstrecken, verläugnet seine Klauen, er scheint ganz ohne Waffe.

Aechtes Genie, hohe Kunst, des Meisels höchster Aufwand hat diesen schwarzen Marmorblöcken Leben eingehaucht, und sie in Löwen verwandelt.

Ruhe darzustellen, ist der Kunst keine schwierige Aufgabe, aber es ist nur die Ruhe des Todes; hier weht Leben in den ruhenden Thieren.

Neun und siebenzigster Brief.

R o m.

Ich sagte dir in einem meiner vorigen Briefe, die Pfarrer seyen Werkzeuge deren sich die Staatsverwaltung bediente. Es sind deren neunzig, ihre Amtsverrichtungen machen sie zu wahren Polizeikommissairs.

Die Anklage eines Pfarrers allein schon droht deiner Freiheit, und bringt dich in Ketten und Banden; doch gilt dies nur von den niedern Ständen; der Mann von Rang weiß, wie allent-

halben, sich zu helfen. Den Pöbel schützen indessen seine Messer; diese können den despotischen Pfarrern Furcht und Schrecken einflößen, und es geschieht wirklich, denn ich kenne einen Pfarrer, den die furchtbaren Messer immer innerhalb seiner vier Wände zurück halten. Hier ein Beispiel von dem bürgerlichen und religiösen Despotismus, den die Pfarrer ausüben können. Alle Catholiken sind verbunden, auf Ostern das Abendmahl zu genießen, und welche Strafe steht auf der Unterlassung? Ausschluss vom Abendmahl; sie müssen unterlassen, was sie nicht gethan haben!! Nicht lange nach Ostern fertigen die Pfarrer die Listen der ungehorsamen Pfarrkinder, und reichen sie beim Gouvernement ein; am Bartholomäustage werden diese Listen bekannt gemacht, begleitet von einem Bannstrale, den der Pabst herabschleudert.

Ein Pfarrer eiferte in einem Gespräch, das ich mit ihm hatte, über diese ärgerliche Sitte. Ich, sagte er mir, schicke nie Listen ein; erfüllt eins meiner Pfarrkinder seine Pflicht nicht, so warne ich in der Stille; dann lasse ich den Schuldigen vor der Kirchenthüre stehen — und endlich wandert er in's Gefängniß, so muß er wohl zum Abendmahle gehn; einer saß sechs Wochen ein, er wurde geschmeidig, und genoß das Abendmahl.

Der Pfarrer erzählte mir noch ein interessantes Phänomen. Der Pabst verordnete eine allge-

meine Mission, als Danksagung für eine ausgezeichnete Erndte, Ablässe ohne Zahl. Die Folge war, daß in diesem Jahre die Zahl der Nichtkommunicanten so hoch stieg, daß der Pabst es für klug hielt, die Verkündung der Listen zu verbieten, und auf niemand den Bannstrahl zu schleudern. Muste er nicht öffentliches Aergerniß und die Zahl der Schuldigen fürchten? Sie würde durch Publizität gewachsen seyn.

Aber, warum, fiel ich ein, dulden Sie all diese groben Vorurtheile, die den Dienst des höchsten Wesens in Rom entehren, und ihn anderwärts verächtlich machen? „Sie müssen das „Restchen von Religion mit durchschleppen, das „Sie noch hier finden,“ war die Antwort.

So, so, versetzte ich; Sie machen es wie Moliere, der mit seinem *médecin malgré lui* dem *misanthrope* durchhalf. „Unser Volk,“ erwiderte mein Pfarrer lachend, „lebt nur in Sinnlichkeit; eine geläuterte Religion würde ihm „nicht körperliches, nicht fühlbares genug haben; „seine Religion muß die Sinne berühren, es „muß sie sehen, betasten, mögt' ich sagen; sie „muß daher mit Aberglauben verbrämt seyn.“

Ich tadelte noch ferner des Pfarrers Nachsicht gegen Ausschweifungen. „Wir sind nur darum,“ sagte er mir, „so nachsichtig gegen die Liebe, „weil dies im Interesse der Religion selbst liegt; „mehr Strenge in diesem Punkte, und sie wä-

„re ganz dahin; mehrmals fehlgeschlagene Versuche haben uns Beweise davon geliefert.“

Sie sind noch Götzendiener, wie ich merke, Sie opfern der Sonne?

„Ganz recht, der Sonne und dem Cölibat. Der gesetzliche Cölibat zählt so viele Mitglieder, daß man ihn sehr schonen muß; es würde äusserst gefährlich seyn, sie zur Verzweiflung zu bringen.“

Gestern wohnte ich einer bisarren Andachtsübung bei. Eine Menge Volks machte auf den Knieen eine Promenade, die Stufen der *Ara coeli* hinauf; alle murmelten Gebete, jener um Lotteriegewinnst, diese um einen Mann, ein Jüngling, um sich Gegenliebe zu erbeten; denn das sind die wichtigen Anliegen, zu deren Erhörung man Gott durch Gebete zu bestechen sucht, so versicherte mich mein guter Priester. Ich lachte. „Was finden Sie denn darin Uibles? Während man betet, geschieht nichts schlimmes, die Religion bleibt unangetastet.“ Und — Ihre Einkünfte, ehrwürdiger Herr!

Achtzigster Brief.

R o m.

Ihr trägen Schönen, die ihr noch nie die Vorläuferin der Sonne begrüßtet, schenkt mir

ein paar Minuten Gehör, ich will euch Auroren, von Guido's Hand, auf einen Platfond des *Palazzo Rospigliosi* hingezaubert, schildern.

Die Nacht ruht noch auf des Meeres unermesslicher Fläche, hier und da glänzt der Schaum der zerstiebenden Woge; Aurora erscheint, eine jugendlich schöne Gestalt, voll edler Simplizität, in ihrer Hand aufgeblühte Blumen: Schleier von allen Farben umhüllen sie; (ein sinnvolles schimmerndes Bild der Wolken, die sie begleiten) flüssiger Purpur umschwimmt, in mancherlei Abstufungen, in den ätherischen Lüften die Göttin. Sie schreitet voran, und blickt, feuchten Auges, zurück nach Helios, ihre wehmüthigen, sehnsuchtsvollen Blicke begegnen sich, denn ihre Trennung ist ewig; nur in den heitersten Tagen ist ihnen ein flüchtiger Wechselblick vergönnt. Vier stolze Renner stampfen schnaubend die azurnen Wogen; der Azur wird zum flammenden Roth, der rosigte Wagen gleitet fort. Ihn umtanzen, in verschlungenem Kreise, Aurorens jüngste Töchter, die jungen Horen, der schönen Mutter und sich alle so ähnlich; zwischen der Göttin und ihren Rennern flattert der Schalk Amor, Phöbos Fackel in der kleinen Hand: er schwingt sie über den Weltkreis und — es wird Licht.

Schade, dreimal Schade, daß die Hand der Zeit das herrliche Gemälde allmählig zerstört! Jeder Tag vermehrt Aurorens Blässe, die Rosen-

finger sind verschwunden; bald wird sie nur noch als Verkünderin winterlicher Tage erscheinen.

Indessen ist dies reizende Gemälde nicht ohne Flecken. Anrora ist zu ernst, nicht schlank, die Thränen, die an den schönen Augenvimpern zittern, sind nicht liebend genug. Sie schreitet in den bepurpurten Lüften einher, sie sollte nur dahin schweben. Die Blumen, warum zum Strausse vereint? zu fest hält die Hand diese Rosen, nicht eine entfällt ihr. Lafontaine sah Auroren, als er eine junge Schöne schilderte:

*La tête sur un bras, et son bras sur la nue;
Laisant tomber des fleurs et ne les semant par.*

Hier sind Aurore und der Dichter unverkennbar.

Ein und achtzigster Brief.

R o m.

Ermüdet, Statuen, Palläste, Gemälde, Obelisk zu sehen, und ihnen Bewunderung zu zollen, suchte ich in den Gärten der Villa Borgese Erholung. Seit drei Stunden ruhe ich hier am Busen der Natur.

Dort irrt eine Schaar niedlicher Rehe auf dem frischen Grün. Sieh! sie stutzen bei meinem Anblick und werfen die Köpfchen in die Höhe, itzt fliehen sie weiter; ich sehe hundert schnelle,

zartgebaute Läufe, unter deren flüchtiger Berührung sich kaum die Spitzen der Blumen und Gräschen beugen.

Hinauf auf diesen Hügel! Ein himmlischer Anblick — vor mir liegt, wie ein weiter Teppich, die ganze Campagna di Roma.

Die Verschmelzung aller Stufen der Cultur, alle Farben im bunten Contraste, niedre Hütten und schimmernde Palläste verbreiten über dies unermessliche Gemälde einen magischen Reitz. Da gattet sich das volle Leben des jungen Lenzes mit dem hohen Glanze des Sommers, Himmel und Erde verschwimmt in neblichter Ferne in einander; unter meinem erstaunten Blick verwandeln sich flüchtige Scenen, durch Wechsel von Streiflichtern und Schatten erzeugt. Am Abhang der Gebürge schwimmt bläulicher Duft und hüllt sie in ein zauberisches Flau, ewiger Schnee krönt mit blendendem Glanze die majestätischen Gipfel: im Mittel- und Vorgrunde umkränzen Pinien, Pappeln und Cipressen romantische Trümmer von Mausoleen und Aquedukten, und strecken die üppigen Häupter in den reinen Horizont hinauf.

Lieber noch weile ich in deinen stillen Schatten, dunkelnder Hain! Sei mir willkommen, heilige Einsamkeit! Behaglich hingestreckt im Grünen, von blühenden Stauden und Kräutern und düstern Gebüsch, in bunter Verwirrung, umschlossen, mein Taschenbuch neben

mir, schlage ich den Blick in des Himmels lichte Höhen; itzt sinkt er auf prunkende Porphirsäulen wieder herab, die, kühn in den Lüften trotzend, auf der vom Glanz des Abendrothes schimmernden Spitze, Statuen von blendendem Marmor tragen.

Dort ein Säulengang — ich muß ihn näher sehen. Antike Statuen — das ist Venus, jenes Apollo, ein Faun — und wie dich verkennen Amor, so schalkhaft unter Mirthen versteckt?

Ha! auch Grabschriften, auf Marmortafeln eingegraben, und in die Wand eingemauert:

„Einem Vater, einer Mutter, die mich liebten“

„Meinem Kinde“

„Einer geliebten Schwester.“

Entzückende Gärten! Man glaubt sich hier tief im stillen Schoos der großen Mutter Natur verborgen.

Horch, die süßen schmelzenden Töne! Sie mischen sich allmählig in die Stille, die mich umgiebt! Philomele flötet tiefer und immer tiefer ersterbende Laute, die Turteltaube girrt ihre letzten Küsse, dort suchen Vögel eine Ruhstätte; gaukelnde Zephire flattern von den bebenden Blumenkelchen, die sie eben aufgeküßt haben; der Bäche Rieseln, das Sprudeln muthwilliger

Quellen, das Brausen der Cascaden, die auf frische Matten und Marmortrümmer hinabstürzen, vollenden das zauberische Concert des Abends.

Wie sehne ich mich nach euch, ihr fernen Geliebten! Wenn ihr itzt in buntem Gewühl mich umhiüpfet! Euch folgte sorgsam die liebende Mutter, vom Glanz ihrer Tugenden und durch euch verschönert, das wäre mehr als Seligkeit; euer Jauchzen, euer ungestümmer Freudenjubiläum würden mich mit Wonne erfüllen! Ich sehe euch Emanuel, August, Adrian, Fanny, Adelaide, Lenore, in den Büschen euch tummeln, euch, um die Wette, auf dem jungen Rasen wälzen, ihr verliert euch im dunkeln Gebüsch; sieh! da beugen sie die Gräschen und Blumen nieder, den Zephyr und bunten Schmetterlingen ähnlich, die ihnen eben Platz gemacht haben.

Komm Karl, folge mir dort unter jene Lorbeern; vor Brutus, Cato's und Cicero's Büsten wird das Feuer der Begeisterung deine junge Seele durchströmen, dieser Marmor und der Enthusiasmus meiner Worte sollen dir die Großen der Vorwelt schildern.

Ein lieblicher Traum — doch nur ein Traum. Uns trennen dreihundert Meilen, noch lange Monden!

Ich muß scheiden, immer düstrer wird der Abend, der letzte Scheidestral flimmert noch auf

jenes Obeliskens Spitze, itzt stirbt auch er auf der Stirne der Venus, die sie krönt.

Berühmte Villa! Andre werden deine Architektur, deinen Marmor, Alabaster, deine Bronzen, Gemälde, die Pracht und den Luxus preisen, der in dir athmet; ich werde nie deiner Vögel tausendstimmiges Chor, deine blumigten Auen, nie deine Tauben, die niedlichen Heerden von Rehen und Dammhirschen und die heilige Stille, die tiefe Ruhe nicht vergessen, die in deinen Gärten wohnt.

Süsser Friede, der du ewig hier wehen wirst, athme auch unvergänglich in meinem Herzen, geleite mich durch die Stürme tobender Leidenschaften; im Drang der Leiden, die meine Mitbrüder erdrücken, mit denen sie sich quälen, fliehe mich nicht! Verscheuche den stillen Lebensüberdruß, der den Denker unausbleiblich peinigt, wenn er die Menschen, die Welt, des Lebens buntes Gaukelspiel, und das Fallen des Vorhangs aus ihrem wahren Standpunkte sieht und richtet.

Zwei und achtzigster Brief.

R o m.

Du fragst, warum ich über die Peterskirche schweige? In welcher Sprache könnte ich sie dir würdig schildern?

Der Petersplatz nimmt unter allen öffentlichen Plätzen Europens eine der ersten Stellen ein.

Denke dir einen unermesslichen Zirkel, ringsumher von einem weiten Portikus bekränzt; vierhundert majestätische Säulen tragen zweihundert kolossale Statuen; in der Mitte zwei herrliche Bassins von Bronze, durch die Zeit geschwärzt, aus denen Tag und Nacht Wasserfluten aufsprudeln, und in blitzendem Regen wieder hinabstürzen: zwischen ihnen steigt hoch und stolz ein prunkender Obelisk in die Lüfte. Er ist von Granit, sein Vaterland Egipten, Sixtus der fünfte ließ ihn aufrichten.

Die Peterskirche verdankt ihren Entwurf der Eitelkeit Julius des zweiten — ein Tempel sollte sein Grabmal seyn; ihr Bau begann unter Leo dem zehnten, der aus der Zusammenstellung des Vorzüglichsten aller schönen Künste ein Meisterwerk erschaffen wollte; Sixtus der fünfte vollendete sie endlich nach Jahrhunderten, und sein Ziel war, in allem, höchste Vollendung. Mußte so nicht diese Kirche ganz das werden, was sie ist?

Sie ist eines der ausgedehntesten Gebäude, die bis jetzt existiren; denn sie theilt den Vatikan in zwei Theile, bedeckt Nero's Cirkus, auf dem sie ruht, und schließt, als Scheidewand zwischen Rom und dem Weltkreis, die so berühmte *Via triumphalis*.

Ein unbeschreibliches Gefühl ergriff meine Seele, als ich zum erstenmale in die Peterskirche eintrat, meine stumme Bewundrung huldigte den himmelanstrebenden Wandpfeilern und den ehernen Säulen auf dem unübersehbaren geplatteten Boden; mir schwindelte beim Anblick all dieser Gemälde, dieser Statuen, der Mausoleen, der unzähligen Altäre; ein sonderbarer Schauer durchzuckte mich, als ich da unter der gewölbten Kuppel stand. In diesem unermesslichen Raume thürmen seit Jahrhunderten unaufhörlich der Stolz der größten Päbste, ein edler Wettstreit aller schönen Künste, die erhabensten Erzeugnisse der letzteren, in Gold, in Marmor, in Erz und auf Leinwand zusammen, und weihen so Grösse und Pracht der Unvergänglichkeit.

Man konnte, das gebe ich zu, auf einem grösseren Raume, eine grössere Steinmasse, noch höher himmelan, als die Peterskirche, thürmen, aber aus so vielen kolossalen Bestandtheilen eine Zusammenstellung bilden, die nur gross und erhaben da steht; aus dieser blendenden Masse von Reichthümern und Kostbarkeiten ein Denkmal erschaffen, das nur prunkvoll erscheint, alle heterogenen Parthieen zu einem schönen Ganzen vereinen, dies war die Gränzlinie, das Meisterstück der bildenden Künste, zum Theil Buonarotas; du findest an dieser Peterskirche das Resultat von achtzehn Jahren seines Lebens.

Das Gebäude hat viele Fehler, aber Gefühl und ästhetischer Blick finden sie nicht; der Zirkel muß sie aufsuchen, klügelnde Vernunft muß sie ausspüren, und mühsam zu Tage fördern.

Was soll die Mefsruthe? Willst du mit ihr des Tempels Gröfse messen? Ich dachte, in seinen heiligen Hallen, nur an Gott und Ewigkeit; so muß wahre Gröfse auf uns wirken. Hier verschließt sich die Brust den gemeineren Gefühlen, den alltäglichen Denkformen unsres Maschinenlebens, überirdischer Schwung beflügelt die Seele; muß nicht der Redner hier Wunder wirken, wenn er, in heil'gem Feuer, von dem höchsten Wesen zu der schweigenden Menge spricht?

Entsteige deiner Gruft, Bossüet! Wenn, bei der hehrsten Feier, des Weihrauchs Wolken hinauf zur Kuppel steigen, dann erschalle, durch die feierliche Stille hin, deiner Stimme Donner; tausendfach halle sein Rollen in dem hohen Gewölbe nach. Sende, du großer Toder, auf die stillbetende Menge das Herrscherwort des Königs der Könige herab, deine Laute werden das Gewissen der stolzen Fürsten aus dem Schlummer aufscheuchen; fodre die bleichen, bebenden Gespenstergestalten zur Rechenschaft über das Blut und über die Thränenströme, mit denen sie die Erde befeuchten!

Drei und achtzigster Brief.

Rom.

Noch ein Wort über die Römerinnen.

In der Geschichte der Civilisation hat das Capitel von den Weibern drei Abschnitte; ihren Körper, ihr sittliches Benehmen und ihren Putz. Von diesem habe ich dir noch nichts gesagt. Die römischen Damen sind, gleich den Genueserinnen, noch in die tiefste Unwissenheit der ausgebreiteten und so wichtigen Toilettenkünste versunken; sie verstehen nicht, den Kopfputz in Harmonie mit den Gewändern zu setzen, und diese zu ihrem Wuchs, ihrer Gesichtsfarbe, zu ihrem Alter passend zu wählen, das Negligé des Morgens von der *grande parure* und der Abendtracht zu unterscheiden. Beinah keine Dame weiß, durch Abstufungen das zu Grelle zu mildern, durch Nuancen Einklang zu erzeugen, und durch Contraste zu heben; alle sind Neulinge in der feinen und so theuren Kunst, sich für die Befriedigung ihrer Eitelkeit, ihrer Coquetterie, oder ihrer Modelust, bis auf jede Kleinigkeit vollendet, zu schmücken.

Aber, halt, wirst du rufen, eine solche Beschuldigung, welche die Ehre der Römerinnen in ganz Frankreich, am meisten in Paris auf's Spiel setzt, heischt Beweise. Hier sind sie.

Soll ich es sagen — wird man mir Glauben schenken? In Rom trägt das ganze weibliche Ge-

schlecht Perücken, ein Opfer, das ihre Coketterie der Trägheit bringt. Sie sind gewöhnt, jeden Mittag, bis sechs Uhr am Abend, zu verschlafen, die Hälfte des Tags in eine zweite Nacht zu verwandeln; es fällt ihnen aber zu lästig, zweimal im Tag ein Gebäude von Haaren aufzuführen, oder aufführen zu lassen, die schönen Haare fallen unter der Scheere. *)

Die Römerinnen legen Weifs auf, wenn sie sich *en parure* setzen. Die Italiänerin will eine Lilie, unsre Damen wollen Rosen seyn, und doch schuf sie die Natur zu Weibern. Was sollen Kreppe, künstliche Blumen, und Friseurs, die Natur schenkte euch seidne Locken. Wozu Roth, wozu Weifs? Verlieh sie euch nicht die holde Röthe der Schaam, und die hinreissende Blässe besorgter Liebe?

Die Sucht, sich zu schmücken, der Undank des schönen Geschlechts gegen die ihm so freigebige Mutter Natur, ist sehr alt. Vor zweitausend Jahren machte Properz seiner Cinthia darüber Vorwürfe. Vielleicht bekehren die

*) Sollte man nicht glauben, unsere deutschen Damen mit ihren *têtes à la Titus* und *a la Caracalla* hielten die Sieste mit den Italiänerinnen? Doch unsere Nachbarn haben ihnen nun, statt Kahlköpfen, gar Schmachlocken gebracht.

niedlichen Verse unsere Schönen eher, als meine Prose. *)

Mag es, o Theure, so sehr dich ergötzen,
im prächtigen Haarschmuck,
Unter des koischen Flors üppigen Wellen zu
gehn?

Soll vom Orontes die Narde durch deine
Locke nur düften?

Angebohrnen Reitz giebst du für fremden
zum Kauf?

Und durch erhandelten Putz vernichtest du
eigene Gaben,

Nimmst den Gliedern sogar ihre natürliche
Zier!

Glaube mir, deine Gestalt braucht keiner
helfenden Mittel,

Amors nackte Gestalt liebt nicht erkünstelten
Putz.

Schaue die Blumen nur an, die hold dem
Boden entspriessen,

Ungezwungen rankt froher der Epheu empor;
Schau, wie der Hagedorn um Hölen schö-
ner hervorragt,

Ununterrichtet der Bach schlängelnde Pfade
sich sucht;

*) Ich setze statt der französischen Uibersetzung dieser zweiten Elegie des 1ten Buchs, eine deutsche aus Schillers Horen fünftem Band pag. 48. her, und glaube dadurch dem Leser nichts zu entziehen. A. d. V.

Wie sich die Ufer von selbst mit bunten
Steinchen bemalen,
Süsser Waldgesang kunstlos der Vögel er-
schallt!

Nicht so setzten, durch eiteln Schmuck,
Helaire und Phöbe,
Jene den Pollux, und die Kastorn in zärtli-
lichen Brand;

Zwischen Apoll und Idas erregte so nicht
Morpesa

Jenen brünstigen Zwist an dem Gestade
Neptuns;

Nicht durch erschminkten Reitz bezauberte
Hippodamia

Ihren Phryger, und flog mit ihm auf Rä-
dern davon.

Ein Gesicht, an Farbe gemischt, wie die
Bilder Apollos,

Borgte vom schimmernden Glanz falscher
Geschmeide noch nichts.

Nicht durch gemeine Kunst erregten sie Glut
in den Herzen;

Mit der holden Schaam dünkten sie schön
sich genug.

Warlich, ich fürchte nicht, du seyst mir
geringer, als jene;

Schön ist ein Mädchen genug, wenn sie
nur Einem gefällt.

Und dir, welcher Apoll den Geist der Lie-
der geschenkt hat,

Du, der Kalliope selbst willig die Leier gereicht;

Die du einzigen Reitz der süßen Worte besitzt,

Alles, was Venus nur giebt, was nur Minerven gefällt;

Damit wirst du, o Liebe, mein ganzes Leben beglücken;

Wirf ihn nur weit von dir, jenen verächtlichen Prunk!

Vier und achtzigster Brief.

Rom.

Morgen gehe ich nach Neapel, aber ich komme noch einmal zurück, um Rom Lebewohl zu sagen.

Noch ein paar Worte über Cardinal Bernis und den Pabst; jenen hörst du stets zuerst nennen. Er füllte immer seinen Platz aus, und immer war das Glück seine Begleiterin. Auf dem Parnass lächelten ihm die Musen, an Höfen ward ihm der Könige Gunst, die Grazien streuten ihm Rosen in den Regionen der Göttin von Amathunt, im Vatikan spielte Bernis mit Päbsten, und in seinem Hause zu Albano findet er das Glück in seiner Brust.

Sein Innres enthält einen Schatz von Tugenden und Talenten jeder Art, die ihm jedesmal

nach dem Bedürfnis des Augenblicks zu Gebote stehen. Das Haus des Cardinals ist allen Reisenden, aus jedem Welttheile, offen; er sagte mir selbst, er halte einen französischen Gasthof an einem der besuchtesten Scheidwege Europens. An seiner Tafel kannst du jeden Cardinal sicher sehen und sprechen. Diese Eminenzen treibt der Geitz so weit, daß selbst ihr Neid bei dem Prunk verstummt, womit er sie füttert.

Man sagt, Bernis sey nicht gern an seine Gedichte erinnert; das mag vielleicht sein Fall gewesen seyn, eh' er den rothen Hut trug. Ich behaupte mit voller Uiberzeugung, daß er sich nicht, auf diese Art, an den Musen und der Nachwelt versündigt. Er sprach nicht ohne Interesse, aber mit einer edlen Bescheidenheit, selbst mit dankbarer Rückerinnerung, von dem Dichter der Jahrszeiten, und von dem Abbé.

Der Cardinal ist sehr einnehmend im Umgang, man ist schnell bei ihm zu Hause. Er spricht viel, aber schnell; seine glücklichen Gedanken, die ihm in Menge entsprühen, giebt er als fremde Erzeugnisse, er hat sie da oder dort gehört.

Sein Geist soll etwas an der hohen Kraft gelitten haben, die er ehemals hatte, oder wenigstens sollen dessen feurige Tinten erblasst seyn, ich glaube das nicht; er mag sich wohl zuweilen des Vorrechts bedienen, welches verdienter Ruf

dem grossen Kopfe verleiht; er glaubt sich der Eitelkeit, der Mühe, oder der Lächerlichkeit, wenn du willst, entbunden, seinen Geist glänzen zu lassen. So weigert sich der Tapfere von geprüftem Muth, eine Ausfodrung anzunehmen.

Bernis scheint ganz frei von Vorurtheil und Anmassung; Geburt, das Gelingen aller Plane, selbst seinen Cardinalshut nennt er Launen der Dame Fortuna.

Vielleicht ist niemand in ganz Rom mehr beliebt, als er, und mit dieser Liebe gattet sich die reinste Achtung, Bewundrung sogar. Jeder, der sich seinem Kreise nähert, verläßt ihn ganz befriedigt; um ihn ist alles glücklich, denn er ist gerecht und von seltner Herzensgüte.

Der Pabst küßt täglich Sankt Peters heiligen Pantoffel; er war es, der, in Wien beim Kaiser, die Mönche in eigener Person vertrat: er läßt die Pontinischen Sümpfe austrocknen, bereichert das Museum Clemens des vierzehnten, und läutert die peinliche Gesetzgebung, sein eigener Nefte hat einen der wichtigsten Rechtshandel verloren. Er will Selbstherrscher seyn, will in den Augen der Welt dafür gelten; aber doch hat er zum ersten Minister einen Staatsmann von glänzenden Verdiensten gewählt; hier hast du einige Züge, die Pius den sechsten charakterisiren.

Das Aeussere des Pabstes ist unbeschreiblich einnehmend, darum sieht ihn das Volk immer

gern. Eine schöne Gestalt, angenehme sprechende Züge sind keine gleichgültigen Eigenschaften des Regenten, sein Aeusseres herrscht.

Fünf und achtzigster Brief.

R o m.

Eben komme ich aus der Klosterkirche *di San Onuphrio*. — Was ich dort wollte? — Ich sah den Ruhm in der vollen Blösse seines Nichts; fand dort der Glücksgöttin tollste Launen, das Genie im tiefsten Drack von Leiden und Unglück. Kurz ich weilte sinnend bei der Asche des unsterblichen Dichters, der mit sieben Jahren dichtete, mit dreisigen sein befreites Jerusalem vollendete, dessen brennende Liebe erst im Schoos des Grabes erkalten sollte — dies war das Loos, vom unergründlichen Verhängniß ihm beschieden. Die Schlangenwindungen des Hofes, Verbannung und Ketten theilten sich in das Leben des Mannes. Heute als Genie vergöttert, höhnte ihn morgen Spott, kränkte ihn Mitleid; denn man glaubte seinen Verstand dahin. Am Abend seines mühevollen Lebens rief ihn eine Laune der Glücksgöttin, die so selten einmal dem Verdienste huldigt, aufs Capitol. Dort sollte die Silberlocken des Greises der Lorbeerkranz umschlingen, er erlebte den Morgen seines Ruhmes nicht; der Tod schloß mit kalter Hand die

müden Augen, am Tag vor seiner Krönung nahm ihn die Erde in ihre Mutterarme auf.

Er schläft im Kloster *di San Onuphrio*, seine Asche deckt eine Innschrift, Tasso's würdig.

TORQUATI TASSI

OSSA HIC JACENT.

„Hier schlummern Tasso's Gebeine.“

Ein Zusatz ehrt die Mönche, denen der Dichter dies Grabmal verdankt:

HOC NE NESCIUS ESSET HOSPES

FRATRES HUIUS ECCLESIAE POS-

SUERUNT.

„Damit der Wanderer Tasso's Ruhstatt kennen, setzten dieses Klosters Brüder ihm den Stein.“

Sie kannten also doch den Werth eines grossen Mannes!

Man behauptet, Tasso wäre wahnsinnig geworden: sein Wahnsinn war überspannte Reizbarkeit, und ein glänzendes, erhabenes Genie. In allen Zeiten giebt es grosse und kleine Geister, welche Fülle der Empfindung, Wahnsinn, und Genialität, Schwärmerei oder Uiberspannung nennen. Sie glauben, sich so von dem Tribut der Bewunderung und Ehrfurcht loszusagen, den der grosse Kopf von ihnen heischt.

Tasso's Schicksal, seine Leiden erreichten eine schauderhafte Höhe; er schmachtete unter dem

Druck des schmerzlichsten Elends. Die göttliche Hand, welche Armida, Erminie, Clorinde, Gottfried, Tankred, diese himmlischen Gebilde in die Wirklichkeit hervorzauberte, schrieb, mit Eisen belastet, heimlich an des finstern Kerkers feuchte Wand: „verbannt, geächtet, in Ketten, „foltert mich, in des Todes schauderhaftem „Schweigen, brennender Schmerz der Krankheit, die meine Eingeweide durchwühlt, und „die Unmenschen rauben mir noch den letzten „Trost, ich darf nicht schreiben.“ Wem zerreißt diese Klage nicht das Herz? Schrecklich, unmenschlich boshaft! Einem Tasso das Schreiben zu verbieten! Ihr kleinen Maschinenmenschen, so war Tasso's Schicksal. Verstummt nun euer Neid, verzeiht ihr dem Talent seine Grölse?

Sechs und achtzigster Brief.

R o m.

Einige Notizen über die Juden in Rom. Ihr Loos ist dort das traurigste.

Sie wohnen, siebentausend an der Zahl, in einem geschlossenen Viertel, worinn man sie am Abend einsperrt.

Die Unglücklichen sind, jede Woche, zu Anhörung einer Predigt verdammt, in der ein

Mönnch das Werk ihrer Bekehrung mit einem Strom von Schimpfworten beginnt, welchen er über sie ausgießt. Mangel an Achtsamkeit bestrafen Stockprügel der Sbirren. Auf dem Ausbleiben von der Predigt steht eine Geldstrafe. Dem Munde eines Juden darf nur der leiseste Laut entschlüpfen: „ich hätte wohl Neigung zum „Christenthum;“ dann wandert er auf zwei Jahre zu den Catechumenen; zeigt er in der Folge Reue, desto schlimmer ist sein Loos; denn er muß seine Zeit aushalten.

Die Juden sind in Rom sehr elend, das läßt sich denken; ihr Leiden hat nur zwei Schlupfwinkel, in denen sie ihm entfliehen können, Bekehrung und das Grab.

Sonderbar! Man sucht, durch Verfolgung, den Juden zur Annahme des Christenthums zu zwingen, und glaubt dadurch die Ausbreitung und den Glanz unsrer Religion zu befördern: der Zweck jener Verfolgung dürfte nur gelingen, und die Christenreligion wäre zernichtet: der Glaube, den sie vorzeichnet, bedarf des jüdischen Nichtglaubens als Gegenkraft; denn jede Potenz existirt nur, in sofern sie sich wirkend äussert, und eine solche Kraftäusserung ist ohne Resistenz nicht denkbar. *)

*) *La foi du Chretien à besoin de l'incrédulité du Juif.*
Text d. O.

Wann sich wohl einmal die Juden, in Masse, zum Christenthum bekehren? Ich frage dagegen, wann bekehren wir uns zur Duldung? Christen, Glaubensbrüder! Wann werdet ihr aufhören, euch Schwerdt und Waage des höchsten Wesens anzumassen? Ihr zürnt, Verblendete, auf Verhängniß, Himmel, Menschen und Könige. Denkt an die Juden, Gott allein ist gerecht.

Sieben und achtzigster Brief.

R o m.

Die gottesdienstlichen Ceremonien sind hier häufig, aber ohne alles Interesse; ihnen fehlt Würde, Anstand und Pomp. Die Prozession am Corpus-Feste hat keinen Glanz, als den Pabst und die Volksmenge. Alle Mönche, die Pfarrer, Prälaten, die Cardinäle, die Bruderschaften der Büssenden, alle Collegiaten sind in der Basilika versammelt, die Prozession stellt sich. Ich durchwandre einsweilen die Kirche, und woge mit den drängenden Haufen fort. Das rauscht, das tobt in bunter Verwirrung durcheinander, der summende Schwarm gleicht einer Schneelawine, die mit jedem Momente anschwillt. Da drängt sich ein Menschenstrom in die Kirche, dort einer hinaus; fromme Seelen, um des heil. Peters Füße gelagert, kämpfen, oft selbst sehr fühlbar mit Faustschlägen, um das Glück, sie zu

kiüssen. Vor den Beichtstühlen knieen Schaaren von jedem Geschlechte und von allen Stufen des Alters, und empfangen, wenn sie sich an die Spitze des bunten Spaliers durchgedrängt haben, den Segen der Absolution von ihren lässlichen Sünden, welche die ehrwürdigen Herrn auf ihr tiefgebeugtes Haupt herabträufen. Zwischen Gräbern schweifen Gruppen von Jünglingen und Mädchen umher, Scherze und Tändeleien der Liebe gaukeln in ihrer Mitte: da messen ernste Engländer den Umfang der Säulen, die das Gewölbe stützen. Muntre Franzmänner reissen Possen, und jagen sich in Entrechats; dort staunen Deutsche wollüstige Szenen auf den ehernen Thüren an, sie begreifen nicht, wie diese sich in die erste Kirche der Welt verirren konnten. Eine lange Reihe von Geistlichen, schon zum Zuge geordnet, macht Halt; sie beugen sich tief, so tief, daß sie beinah den Boden küssen, denn die Cardinäle gehen zwischen ihnen durch; sieh! sie werfen stolz den Kopf in die Höhe, ein gnädiges Lächeln versichert ihre Protektion dem, der sich am tiefsten bückt. Ein Heer von Bettlern empört den Blick; ihre Nacktheit, die Lumpen und eckelhafte Wunden sollen das Zartgefühl ermüden, das Mitleid täuschen, und beiden eine milde Gabe abzwängen, oder entlocken.

Das Zeichen zum Aufbruch ist gegeben: in langen Reihen ziehen schmutzige Büssende,

schmutzige Pfarrer, und eine zahllose Menge schmutzigen Pöbels, in noch schmutzigere Gewänder gehüllt; alle tragen Fackeln: ein lautes Lachen erschallt, wo sie vorüberziehen; denn ihr Aufzug ist sehr drollig; zuletzt die Prälaten, die Cardinäle, der Pabst.

Unten an der Treppe, die von einer Gallerie herabführt, empfängt den Pabst das Militair und das heil. Sacrament: itzt verschmelzen, beim schmetternden Klang der Trompeten, zwei verschiedene Gewalten; Pabst und Regent fließen in eins zusammen, die Tiare verschwindet in der Herrscherkrone; der päbstliche König besteigt eine Bühne, und setzt sich vor das Hochwürdigste nieder. Er scheint jedoch durch seine Stellung und durch die Anordnung seiner Gewänder zu knien: zwölf starke Männer tragen, unter der Bühne verborgen, das Haupt der Christenheit fort: der Pabst schlägt, das Hochwürdigste in der Hand, das Auge, von frommen Thränen befeuchtet, zum Himmel; ein hehrer majestätischer Anblick! Der Zug schreitet weiter, und das Volk murmelt leise: „Der Pabst sieht herrlich aus.“ Das ganze Militair begleitet zu Fuß und zu Pferde den Zug.

Itzt ist die Prozession zurück. Tausend Fackeln bilden eine unabsehbare Reihe, die das ganze Schiff der Kirche einnimmt, und sich dicht um den Hochaltar schlingt. Der Pabst

verläßt die Bühne, schreitet durch die Reihe hin, steigt die Stufen des Hochaltars hinan; er setzt das Hochwürdigste nieder, wirft sich auf die Kniee, steht dann auf, und spendet seinen Segen aus. Das Schauspiel ist zu Ende.

In Frankreich siehts um eine solche Prozession ganz anders aus, da weilen wenigstens Sammlung, Andacht und Anstand in ihrer Mitte. In der Menge von Prälaten und Cardinälen triffst du kaum hier und da auf ein Gesicht, auf eine Haltung, welche ächte Religiosität athmet und sie einflößt. Das kann nicht wohl anders seyn; denn bei den Römern findest du kein Muster des idealisch Schönen, welches Phantasie, Vernunft und Empfindung studieren, welchem beide Geschlechter, die verschiedenen Stände und Volksklassen, ihr Betragen, ihre Sitten, ihre Sprache nachbilden könnten.

Vergleiche die religiösen Feste des neuen Roms mit jenen des alten; ein schneidender Contrast! Ich sehe die Priester, mit Lorbeern, die Priesterinnen mit Mirthen umkränzt — Jungfrauen in der Jugendblüte — ich sehe die Augurn, die Flaminen, die Vestalen; aus der herrlichen Jugend die herrlichsten, aus den majestätischen Greisen die ehrwürdigsten der Weltenbesieger, schreiten, in langen wallenden Gewändern, von Gold und Purpur schimmernd, beim Schall des Sistrums, beim Schmettern der

Zinken und Paucken einher. Die festlichen Gebilde der Juno, der Cybele, der Ceres, des Donnergottes, steigen, von Leoparden- und Löwenbespannten Wagen, auf denen sich Asiens Trophäen und seine glänzende Beute thürmen, umringt, majestätisch vom Capitol herab. Das Königsvolk in Schaaren, unter denen sich selbst Könige, wie die Woge im Meer, verlieren, folgt seinen Göttern. Hehr und groß walt der Zug durch die Strassen der Welthauptstadt, durch die Triumphbögen, den Statuen seiner Helden und Gesetzgeber, den Pallästen der Cäsarn vorüber, auf's Marsfeld, auf's Forum, in's Pantheon. Ich erblicke in den Gebilden, mit stralendem Glanze gekrönt, vom Pomp und dem Schimmer der Römerreligion umgeben, die Unsterblichen selbst, dem Olymp entstiegen; sie haben die Erde besucht, um unter den Menschenkindern zu weilen.

Acht und achtzigster Brief.

R o m.

Ich bin kein Freund allegorischer Gemälde, sie müssen denn ganz schmucklos, und der Schleier luftig gewebt seyn, der sie umhüllt. Die Wahrheit darf sich nur verstecken, um das Interesse noch mehr zu fesseln. Sie schmücke sich, aber als züchtige Jungfrau, die Schminke des Freuden-

denmädchens und der Cokette sey ihr fremd. Ihr Schmuck ziehe den Blick an, er halte ihn fest, aber er darf ihn nicht auf Abwege leiten.

Zwei Gemälde sah ich hier, die diese Forderungen erfüllen.

Ein Greis, eine schwarze Mütze auf dem Haupt, zählt Gold an einem Tisch; erstorben und düster ist sein Blick: ihm zur Rechten ein Mann, in des Lebens Herbst, er liest sinnend und mit stillem Ernste, Lorbeern umschlingen seine Schläfe; zur Linken spielt ein Jüngling, den Hut mit bunten Federn geschmückt, die Guitarre; ein muntres Lächeln umschwebt seinen Mund. Im Vorgrund öffnet, am Fenster, ein liebliches, goldlockigtes Kind einen Käfig: es winkt lachend den vorüberfliegenden Vögeln.

Eine niedliche Kleine spielt am Boden sehr ernst mit einer Puppe, sie ist beschäftigt, ihren Liebling auszukleiden; ihr zur Seite eine aufgeblühte Schöne vor dem Spiegel, sie lächelt sich Beifall zu, und macht ihre Toilette. Nebenan sitzt eine Frau von reifem Alter, in angemessener Kleidung und passendem Kopfputz; sie arbeitet bedächtig und mit vieler Aufmerksamkeit. Im Hintergrunde dehnt sich, in einem Sorgenstuhl am Kamin, eine Alte; ihr Gesicht ist grämlich, sie hustet und schmählt; Brille und Buch liegen auf dem Schoos.

Du hast wohl in diesen zwei Seitenstücken,
die vier Altersstufen beider Geschlechter errathen?

Neun und achtzigster Brief.

Neapel.

„Neapel sehen und dann sterben,“ sagt der Neapolitaner; ich sage, „Neapel sehen und dann leben.“

Vor der Stadt, achtzehn Miglien in See, erblickst du die Insel Caprea. Tiber, du warst ein Ungeheuer!

Zwei Ketten von Hügeln umschlingen die See: sie scheinen sich mit Caprea verketten zu wollen, und den Schiffen die Durchfahrt zu sperren.

Jeder dieser Hügel ist ein Schooskind der Natur und der Künste; hier findest du Portici, Herculaneum, Pompeji; dort prunken geschmackvolle Landhäuser; andre Hügel bieten dir die schöne Promenade, den reizenden Quai von Chiaja, die *Villa Reale* und eine bunte Masse von schimmernden Pallästen dar.

Zwar herrscht von einem der Hügel Vesuvs Flamme und seine aufqualmende Rauchwolke herab, aber seinen Nebenbuhler schmückt Virgils Grabmahl, in dunkelnde Schatten gehüllt.

Jenes Schloß, das sich ins Meer streckt, der Kranz von Pallästen, die stolz emporsteigenden

Hügel, des Vesuvs Abglanz im flammenden Wellenspiegel, von Winden gepeitscht, auf welchem Barken sich wiegen, am Horizonte die Insel Caprea: die Sonne, die jeden Tag, von einem Ufer zum andern, ihre lichte Bahn beschreibt, das alles bildet eine hehre Naturscene, die mit unaussprechlichen Gefühlen, mit einem magischen Zauber die Seele des Betrachtenden füllt.

Ich bin kaum in Neapel, und schon finde ich es sehr natürlich, daß Virgil hier seine Georgiken dichtete. Es waren feinfühlende, ästhetische Menschen, welche Neapel einer reizenden Jungfrau verglichen, und sie Parthenope nannten; sie mußte den Beinamen, die Müssige, verdienen; denn was kann man in Neapel anders thun, als leben und genießen?

Neunzigster Brief.

Neapel.

Das Bergschloß *Capo di monte* verdient nur seinen Namen; sein Ruf gebührt ihm nicht.

Einen, ich weiß nicht, welchen, König von Neapel, wandelt eines Tags die Grille an, auf die Spitze des Gebürgs, an das sich Neapel anlehnt, ein Schloß hinzupflanzen. Man gräbt, schleppt Steine bei; behaut sie, das Gebäude wird aufgestellt. Itzt erst entdeckt man, daß das

ganze Schloß auf einem Steinbruch ruht; ungeheure Anstrengungen und Arbeiten werden aufgeboten, um es zu stützen. Als es nun nothdürftig fest steht, da findet sich in der Gegend kein Tropfen Wasser; die Wege sind den Wagen unfahrbar, das Schloß liegt zu entfernt von allem. Es wird nun verlassen; man stopft in die Zimmer ein paar Körbe voll Bücher, beklebt die Wände mit einigen hundert Gemälden, ein Saal wird zum Münzkabinet verwendet, und sieh da! das Schloß ist in ein Museum verwandelt. Du lachst? Das Louvre, ist es vollendet?

Nur Titians Danäe, und einige Gemälde von Correggio können die Mühe belohnen, welche den Fremden die Erlaubniß kostet, *Capo di Monte* zu sehen.

Danäe ist schön; aber Titians Pinsel wußte nur ein Weib zu bilden, diese machte er bald zur Venus, bald zur Danäe; in hundert andern Gewändern findest du sie wieder. Hatte der Maler nur ein weibliches Wesen gesehen, oder nur eines geliebt?

Sey es; Titian ist der einzige, der wahre lebendige Menschennatur uns darstellte: seine Kunstgenossen entwarfen nur mehr und minder schlechte Contouren, und gaben ihnen Farben.

Nicht die Phantasie allein, selbst der unbefangene Blick entdeckt in Titians Gemälden ächte Menschennatur; denn sie ist darinn ganz zu

Hause, und das Auge braucht, um sie aufzufinden, weder Gedächtniß noch Geübtheit zu Füh-
rern.

Dieser verständige Pinsel, welcher so, wie andre Luft, Wasser und Blumen, den Menschen vor uns hinzauberte; dieser Pinsel, als Vehikel einer zarteren, lebendigeren Phantasie, hätte er nicht Wunder erschaffen müssen? — Titian wußte den Körper aufzufassen, das Geistige entschlüpfte ihm; er verstand nicht die Sprache der Leidenschaft, und — sein Pinsel sprach sie schlecht.

Diese Spende hatte Mutter Natur ihrem Liebling, Correggio, aufbehalten. Er verstand sich auf die Zärtlichkeit, sie war mit seinem ganzen Wesen verwebt. Dieses süsseste aller Gefühle war die Grundtinte seiner Gemälde; auf sie trug er alle übrigen Empfindungen auf. Jede Figur in seinen Gemälden liebt, oder muß geliebt haben.

Sieh das herzliche Lachen dieses Kindes! Wie wahr, wie unschuldig lächelt jene junge Schöne; das Roth ihrer Wangen, der schwellende Mund sind aufgeblühte Rosen. Die schwärmerische Ruhe auf der Stirne dort verschleiert ein Herz, in dem die hingebendste Zärtlichkeit thront; im lebendigen Spiel jener Gesichtszüge weht der Liebe reges Feuer. — Küssen mögt' ich das schöne Kind, es auf meinen Knieen schaukeln.

Ein räthselhafter Zauber macht jedes Herz, vor Correggios Gemälden, weich; es fühlt sich so sanft bewegt, voll des behaglichsten Gefühls. Diese Gemälde wecken in der Brust eine sehn-süchtige Erinnerung an alle fernen Geliebten. Bei andern Malern arbeiten Imagination, Vernunft, Gedächtniß, ihr Kopf; bei Correggio arbeitete das Herz. Er componirte nicht, er sprach aus, was er fühlte. Sein Malen war Lieben.

Nie werde ich seine heilige Catharina, seine Madonna und seinen kleinen Jesus nie vergessen. — Und das rührend schöne Mädchen; sie huldigt so innig froh, und doch so ehrerbietig, dem Götterkinde; sie betet, weil dies Beten ihr unaussprechlich süß ist, denn Gebet ist Liebe. Das Mädchen, man sieht das, ist unwillkührlich auf die Kniee gesunken, ihr Herz hat die schönen Hände gefaltet. Das Kind lächelt der Mutter zu, ihr zärtlicher Blick erwiedert das holde Lächeln. Welche Laute irgend einer Sprache vermögten dies Lächeln, diese Blicke zu schildern?

Nebenan Schlachten, Brände, Orgien. Das Auge schweift gleichgültig, verachtend vorüber, Guidos Magdalene und Albanos Rachel fesseln die Blicke. Schöne, himmlische Züge in den Gesichtern! Rachels Augen sind so unschuldig, jungfräuliche Würde wohnt auf der Stirne, auf den schönen Lippen. Diese Unschuld droht jedem jugendlichen, unentweihten Herzen Gefahr.

Den beiden Gemälden zur Seite, schläft ein nackter Amor von Guido, er ist entzückend, bei ihm erblickst du einen Todtenkopf und Rosen. (Eine bismarre Gewohnheit der Alten.) Die Gallerie enthält mehrere Gemälde von Schidone, Correggio's Zögling. Fast in all seinen Arbeiten weht seines Meisters Geist, nur in einigen dessen Gefühl.

Diese Charitas von Schidone könnte man beinahe für Correggios Werk halten. Wie anmuthig, wie voll Güte das blühende, weibliche Wesen, sie theilt armen Kleinen Brod aus: die Kinder sind so gespannt, so froh!

Carracci's Venus, sein Tod Tankred's, sein Rinaldo und Armida lassen mich kalt; er behandelt seinen Gegenstand historisch, er sollte Dichter seyn. Die Liebesgötter alle umflattern diese Venus, aber alle sind ihr Fremdlinge. Das ganze Gemälde ist zu körperlich, zu materiell: gewisse Gegensände dürfen kaum gedacht werden, wenn sie gut dargestellt seyn sollen, ein leichter ätherischer Traum muß sie in's Daseyn rufen.

Ich sah mehrere Manuskripte; einige verdienen, nicht gelesen, aber gesehen zu werden: eins unter andern, das *officium Virginis Mariae*, ist auf Velin geschrieben und mit Copien der größten Meisterwerke in Miniature verziert; es ist das Werk eines gewissen Clovio. Die Vignetten

sind von bewundernswerther Schönheit. Brechen mögte man diese Erdbeeren und Rosen, die schon drei Jahrhunderte zählen; ein Kind würde nach den Schmetterlingen haschen.

Merkwürdig ist eine arabische Handschrift, sie ist auf Baumblätter geschrieben. — Nie sah ich einen Kristall von so bedeutender Gröfse, er stralt, gleich einer Sonne mit dem reinsten, blendendsten Feuer. Du findest auch hier mehrere Kunstwerkzeuge aus Otaheiti, besonders eine Flöte, welche die Otaheiter mit der Nase blasen.

Die Sammlung von Kupfer- und Goldmünzen ist ansehnlich. Sie schenkt der Phantasie, besser der Vernunft, den Glauben an die Griechen und Römer wieder, den deren überhohe Vortrefflichkeit ihr beinah entzog.

Es war mir interessant, die Münzen zu untersuchen, ich schob in ihre Reihenfolge die Jahre ein, die zwischen ihr liegen; diese Stückchen Metall sind kleine Punkte auf der unendlichen Linie der Zeiten; es sind Ruhplätzchen für das Gedächtnifs.

Eine ist vorzüglich auffallend; es ist Mithridates, von der Natur mit einem kolossalen Körper ausgestattet. Die Cameensammlung hat eben so viel Werth. Die Cameen sind Miniatürgemälde von größter Vollendung; ich begriff die Möglichkeit nicht, wie Menschenhand so in's

unendlich kleine arbeiten konnte: auf der kleinsten von allen Cameen ist Alexander dargestellt.

Ieh blätterte mit Vergnügen eine, sechzehn Foliobände starke Sammlung, von Handzeichnungen, Skizzen und Cartons der grösten Meister durch. Diese Keime genialischer Produkte sind sehr anziehend.

Ein und neunzigster Brief.

Neapel.

Heute wallte ich auf den Berg von Posilipo, zu Virgils Grab. *)

*) Es ist ein sehr bekannter Streit unter den Gelehrten, wie dies auch Forster in einer Note seiner Uibersetzung bemerkt, ob Virgil wirklich auf dem Posilipo, seitwärts am Eingang der Höle begraben seye. Addison und Clüver behaupten, Virgil sey am Vesuv begraben; indessen erzählt Donat im Leben des Dichters, er sey in Brundusium gestorben, und auf sein Verlangen bei Neapolis begraben worden. Dem sey nun, wie ihm wolle, alle Reisenden, unter andern Stolberg, Meier, und, natürlich auch unser gefühlvoller Diipaty, ließen sich gern täuschen, und fanden auf Posilipo das Grab des Mantuanischen Dichters, weil sie dieses ganz seiner werth hielten. Uiber den Lorbeerbaum, der Virgils Asche entsprossen seyn soll, haben ebenfalls deut-

Es zerfällt in Trümmer, Dorngeflechte schlingen sich umher, und vollenden seine Zerstörung, mitten in den Ruinen streckt ein Lorbeer den üppigen Wipfel in die blaue Luft.

Ich trat ins Grabmal ein; auf Blumen gebettet deklamirte ich die Eckloge des *Gallus*; ich las den Eingang des vierten Buchs der Eneide: Dido's und Licoris Namen tönten von meinen Lippen. Ich brach einen Lorbeerzweig und stieg dann den Berg herab, von Gefühlen bewegt, die an dieser geheiligten Stelle in jedem Herzen aufblühen, welches der Natur, der Liebe und dem Mantuanischen Dichter huldigt.

Die Grotte von Posilipo ist eine Strasse 500 Toisen lang, sehr hoch und breit; man hat sie durch den Berg gehölet, um den Weg von Nea-

sche und französische — Pedanten gekriegt. Ob dieser Baum wohl zu Düpaty's Zeiten noch gestanden, kann uns gleichgültig seyn; sollte man ihm diese edle Schwärmerei, selbst auf Kosten der Wahrheit, nicht verzeihen? Lorbeerstauden und Sprösslinge (wahrscheinlich Auswüchse des alten Stammes) fanden jedoch Stolberg und Meier und widerlegten so die Sage, daß auf Virgils Grab kein Lorbeer gestanden, sondern daß die Eigenthümer des Orts dasselbe mit Zweigen künstlich auszuschnücken pflegten.

s. Stolbergs Reise nach Italien etc. 2ter Theil pag. 309.

Meiers Darstellungen aus Italien p. 441. u. f. A. d. V.

pel nach Puzzuolo abzukürzen. Die Straße ist mit Lava gepflastert, ein Werk der Römer. Eine herkulische Arbeit, ein Ausharren sonder gleichen!

Beim Hervortreten aus der Grotte empfingen mich Felder, mit hohen Pappeln bedeckt; zwischenhin flechten sich Weingehänge, und vermählen sie; unter ihren Gewölben keimen, blühen und reifen, in buntem Wechsel, jährlich drei bis vier Erndten.

Jetzt öffnet eine, hoch emporstarrende, Gebirgsmasse mir ihren Schoos, mich empfängt zwischen Gebirgrücken, von dunkelnden Kastanienwäldern und düstrem Gehölze beschattet, ein zauberisches Thal. Hier bieten sich meinem Blick die Schwefelbäder von San Germano dar, dort trotzen romantische Ruinen der Vorzeit, da sehe ich die berühmte Hundsgrotte, rings umher dichte, unermessliche Wälder, von mannichfach gewundenen Gängen durchkreuzt. Mitten im Thal, im Schlunde eines erloschenen Vulkans siehst du einen See, den See Agnano, von zwei Reihen himmelanstrebender Pappeln halb umkränzt; kristallen und hell ist des Sees flüssiges Silber; tausend Wasservögel bevölkern seine Oberfläche und furchen ihn, in regem, gaukelnden Leben.

Ich trat in die warmen Bäder von San Germano ein.

In einem eigends dazu erbauten Hause steigen, an mehreren Stellen, stärker und schwächer, schweflichte Dünste aus der Erde. Man verweilt mitten unter diesen Dämpfen, kurze oder längere Zeit, wie es die Gattung und der Grad der Krankheit erfordern. So gebraucht man die trocknen Bäder. In einigen Zimmern entgieng mir beinah der Athem, die glühenden Dämpfe brannten an meinen Fusssohlen. Alle Wände sind mit einer Schwefelkruste überzogen. Einige Schritte von den Bädern ist die Hundsgrotte, eine Felsenhöhle, welche drei Personen faßt.

Mein Führer hatte einen Hund mitgebracht. Kaum öffnete er die Grotte, als das arme Thier sich retten wollte; er ergriff ihn bei allen Vieren und legte ihn auf eine Seite. Eine Sekunde verstrich, und schon äusserten die Dünste, welche hier der Boden aushaucht, ihre Wirkung auf das Thier. Es schwoll auf, erstarrte, Convulsionen erfolgten; jede Bewegung war verschwunden. Man schleppte den Hund aus der Grotte, setzte ihn der freien Luft aus, und siehe, er lief munter davon.

Der Versuch mit Pistolen gelang nicht; in einer Entfernung von zwei Zoll über der Erde, gieng der Schuss los; gewöhnlich geschieht dies nicht.

Ich verließ die Grotte, trennte mich von meinen Begleitern, und umwanderte allein den

See. Mein Blick senkte sich träumend in die klare Fluth, ich lagerte mich am Ufer, und schwärmte.

Das friedliche Schweigen, das sanfte Murmeln, die leichten Wellen, die den See kräuselten, im Contraste mit den stürmenden, tosenden Wogen, mit dem dumpfen Brausen des Meeres, das ich eben verlassen hatte, versetzten mich in eine sonderbare, feierliche Stimmung. Es war mir unbeschreiblich wohl in diesem schönen, heimlichen Thal. An dem reinen azurnen Gewölbe des Himmels über meinem Haupte schwammen leichte, silberumsäumte Wölkchen und milderten seinen Lichtglanz. Das bunte Farbenspiel der Gegend um mich, welche ein neblichter Flor umhüllte, die zu meinen Füßen tändelnde Fluth, dieser italiänische Himmel, das alles entzückte mich. Von blitzenden Stralen umschimmert, sank die Sonne in einem Flammenmeer zur Ruhe.

Hierher, ihr schwärmerischen, zartfühlenden Seelen, wenn ihr nach Neapel kommt! Lagert euch an den Ufern des *Lago Agnano* und blickt in seine silberne Fluten.

Zwei und neunzigster Brief.

Portici.

Portici macht seine pittoreske Lage sehenswerth, nicht das königliche Schloß, denn die-

ses ist weder durch seine Bauart, noch durch Verzierungen interessant.

Portici ruht auf Herculanium, mitten in grünen Auen und Blumengefilde; über seinem Haupte dampft der Vesuv, zu seinen Füßen siedet das Meer.

Herculanium, der Vesuv, und die See drohen alle zugleich Portici Vernichtung; der Vesuv kann es in einem Flammenstrom verzehren, das Meer kann es in seine Fluthen hinabschlingen, Herculanium es in seinen Trümmern begraben.

Auch Porticis Säulengang, ist wegen einigen Statuen in Marmor, sehenswerth; jene der beiden Balbus zeichnen sich aus: es sind Denkmale der Erkenntlichkeit oder der Schmeichelei; denn Statuen wurden oft entehrt. Die Statue des jüngeren Balbus hat nicht, gleich so vielen andern Kunstliebhabern, auch mich, in enthusiastische Bewunderung versetzt: er sitzt natürlich zu Pferde; aber das ist's auch alles; seine Gestalt ist unedel, seine Haltung bäuerisch, und das marmorne Pferd ist — wahrer Marmor.

Das merkwürdigste sind zwei Cabinette, eines mit antiken Gemälden, das andre mit Vasen, Geräthschaften und Statuen, alles antik.

Ein ganzer Band würde das interessante, was dieses zweite Kabinet enthält, nicht alles fassen. Jedes Stück ist mit Verstand erfunden, oder zier-

lich gearbeitet, oder das Material ist kostbar, und alles ist — antik — römisch.

Besondere Sorge verwandten die Römer auf ihre Lampen. Alle Verzierungen, alle Formen derselben sind durch Menschen- und Thierge-
stalten belebt; ihre Zusammenstellungen sind Er-
zeugnisse eines raffinirenden Geschmacks, oder
Spiele der Phantasie.

Hier eine der interessantesten Lampen; am Ran-
de einer ehernen Tafel erhebt sich ein alter Baum-
strunk, er ist blätterlos, die Zweige sind erstorben
und dürr: an jedem derselben hängen ganz lose,
in leichten Ketten, in verschiedner Höhe, und
in verschiedenen Entfernungen, sieben bis acht
eherne Lampen, von mannichfacher Form und
Grösse, alle sind mit bewundernswürdiger Kunst
und Zierlichkeit gearbeitet. Auch in den Kan-
delabern, in den Dreifüssen, in den Lectister-
nien herrschen diese Kunst und Eleganz: herr-
lich ist ein Dreifuss — drei Satyrn tragen auf
den Köpfen ein großes Becken; sie athmen Le-
ben, du vergisest, daß sie von Bronze sind.

Die Geräthe des Feldbau's und der Wundarz-
neikunde sind ganz die unsrigen. Das Gesetz
der Nothwendigkeit erzeugte auf dem ganzen
Erdkreis dieselben Künste und ihre Regeln.

Die Sammlung von chirurgischen, Koch-,
Musik-, religiösen- und Feldbaugeräthen, von

Waffen, in einem Ganzen, den Blicken und der Imagination dargestellt, bietet ein frappantes Schauspiel dar.

Die Form der Vasen, besonders der Becher, ist unübertrefflich schön, letztere laden zum Trinken ein.

Ich setzte mich in eine *sella curulis*. Nie hatte ich Thränenfläschchen, die kleinen Gefäße, gesehen, in denen man die Thränen sammelte, über der Asche des Verstorbenen geweint. Heut zu Tage dürften sie kleiner seyn; besser gar keine! Die Römer schweiften in allem aus, ihnen waren die Schranken der Natur zu eng, sie suchten sie allenthalben zu überspringen. Die überspannte Idee der Welteneroberung war ihre erste, ihr Hauptgedanke, sie gab allen andern Ideen ihren Ton; mußten nicht alle überspannt seyn, um mit jener zu harmoniren?

Es überraschte mich, unter Herculaniums Resten, ganz erhaltne Eier, Brod, Fruchtkörner, Oel und Wein zu finden. Selbst Kohlpfannen, mit Kohlen und Asche angefüllt, sind noch zu sehen. Mit freudigem Staunen verschlangen meine Augen diese so leicht zerstörbaren Kleinigkeiten, über welche Jahrhunderte hinschlüpfen, ohne sie zu zernichten.

Mich interessirt das Fruchtkörnchen nicht weniger, als die eherne Statue, wenn es über Jahrhunderte triumphirt, und mit dieser für die Ewigkeit lebt.

Ungleich

Ungleich anziehender und merkwürdiger sind verbrannte Handschriften, die, in diesem Zustande noch, die in sie niedergelegten Ideen wie ein Heiligthum bewahren. Diese Ideen ehrte das Feuer, und liefs ihnen grade den erforderlichen Stoff, um ihr Daseyn zu erhalten. Aber, wie sie der Welt schenken, wie ihre Verkettung wieder herstellen, welche das Feuer zerstörte?

Man hat das Mittel gefunden, aber es heischt eine namenlose Geduld, die größte Geschicklichkeit und viele Jahre. Ganz leise, mit unbegrenzter Langsamkeit und Vorsicht, wird jede Lage Asche aufgerollt; beim Aufrollen wird ein Blatt Papier, leicht wie Luft, untergeschoben; es fafst die Asche, sie hängt sich an, legt sich auf: itzt steht eine Zeile auf dem Papier, dann eine andere, und zuweilen, wenn das Glück gut ist, wird nach einem Monat eine Seite gerettet.

Wie viel ängstliche Sorge wird erfordert, um die Vermischung dieser bewegten Asche zu hindern, um den Zeichen der Gedanken ihre Stelle zu retten, in welcher ihre ganze Existenz, ihre Bedeutung liegt. Der erhaltene Theil der Handschriften ist der verbrannte, die vom Feuer unverletzt sind dahin.

Ein griechisches Werk über die Musik ist wieder in's Daseyn gerufen. Das Verfahren hätte schneller seyn können, aber es wird durch's Gouvernement geleitet.

Die meisten Statuen und Büsten in Bronze sind im trefflichsten Geschmack und von herrlicher Arbeit. Unvergleichlich ist ein schlafender Faun; er schläft wirklich.

Zwei junge Ringer interessirten mich, sie sind ganz nackt, man glaubt sie ringen zu sehen, denn man vergißt die Bronze.

Alle Gemächer des Cabinets sind mit Mosaik geplattet, das man in Herculaneum fand.

Eines der merkwürdigsten Stücke dieser berühmten Sammlung muß ich noch erwähnen; es sind Fragmente eines Uiberzugs von Asche, welche ein Weib, beim Ausbruch des Vesuv, überraschte, und sie ganz einhüllte. Die Asche, von der Hand der Zeit zusammengepreßt, und verhärtet, hat den Körper ganz umschlossen, und, wenn ich so sagen soll, abgedrückt. An mehreren Stücken dieser Masse ist die Spur der körperlichen Theile erhalten, welche sich ihr eindrückten. In einem siehst du den halben Busen; dieser Busen muß entzückend schön gewesen seyn: ein andres Stück enthält den Abdruck einer Schulter, ein drittes einen Theil des Leibes selbst. Alle, zusammen gestellt, sagten mir deutlich, dies Weib muß groß, von herrlicher Gestalt gewesen seyn, und sie floh im Hemde, denn Stücke Leinwand sind in die Asche verwebt.

Drei und neunzigster Brief.

Salerno.

Der Weg von Pompeji nach Salerno ist sehr angenehm.

Er führt anfangs über eine Lava, die vor einigen Jahren vom Gipfel des Vesuv ins Meer herabströmte; dann erblickst du, besonders von dem Dorfe *la Cava* an, nur eine Allee von Bäumen, die sich durch himmlische Gefilde hinschlängelt.

Das lichte Grün dieser Berge ist so einladend — die friedlichen netten Häuser da und dorthin gesäet — der Wanderer sehnt sich nach dieser Heimath des Glücks; es muß da wohnen, ruft er aus, wenigstens im Sommer gewiß. An jeder Stelle hätt' ich verweilen mögen. Tausend Bäche murmeln, im heimlichen Schoos der Gebürge versteckt; andre schleichen flüsternd durch beblüimte Wiesenthäler. Hier plaudern nur Quellen und das tausendstimmige Chor der Vögel. Am Mittag weht des Abends erquickende Kühle, die sengenden Gluthen des Sommers streifen flüchtig vorüber.

Da liegt Salerno vor mir. — Wem gehört das niedliche Haus auf der Bergspitze? Mönchen. — Jenes am Abhang? — Mönchen — und das am Fuß des Hügels dort? — Mönchen. — Sie sind also Eigenthümer von Salerno?

Es hat zehn Mönchsklöster, fünf Pfarreien, einen Bischoff, zwei geistliche Pflanzschulen, ein Kapitel, und — zehntausend Bewohner. Der Klöster sind so viele, dafs nicht ein Schiff im Hafen liegt.

Arme Stadt, dich zernagen zahllose Insekten, weifs, schwarz, roth, von allen Farben, alle Häuser wimmeln von ihnen. Geduld, die Zeit wird erscheinen, wo der Italiäner sich vom Schmutz reinigt, dann schüttelt er auch dies Ungeziefer ab.

Salerno hat keine Merkwürdigkeit: doch läuft vor der Cathedralkirche ein Portikus her, dessen Säulen Bewundrung verdienen. Einige Basreliefs, in der Kirche, werden für sehenswerth gehalten: eins stellt den Tod des Adonis vor, ein sterbender Christus ist nicht fern.

Die Wände um den Hochaltar sind mit Ex-Voto's behängt, mit menschlichen Gliedern in Wachs gebildet, jedes trägt das Gepräge der Krankheit, von welcher es das Ex-Voto heilte. Man sollte glauben, es müsse eine Mirakelfabrik da seyn.

Die Thorheit, Läufer zu haben, hat sich von Neapel bis nach Salerno verirrt. Ich sah zwei armselige Läufer, vor einer erbärmlichen Kutsche, mit zwei erbärmlichen Pferden bespannt, zwei armselige Nobilis sassen drinn. Das Elend empört doppelt, wenn es geschminkt erscheint.

Vier und neunzigster Brief.

Pästum.

Auf dem Fronton eines Tempels.

Wie, ich bin in Pästum? In einer Sibaritenstadt! Nie konnten Sibariten eine so schauerliche Wiiste zur Wohnung wählen, sie sollten, zwischen Dornen, auf einen dürren, unfruchtbaren Boden hin gebaut haben, an eine Stelle, wo sich nur stockendes, gesalzes Wasser findet?

Hin zu den Rosenlauben, die in Virgils Versen noch blühen. *) Ich muß die Bäder von Alabaster, die Marmorpalläste sehen; wenn ihr mir Wollust, Eleganz und Wohnungen des Liebesgottes zeigt, dann will ich glauben, ich sey in Pästum.

Und doch ist's gewiß, daß Sibariten die drei Tempel erbaut haben, in deren einem ich dir diesen Brief schreibe; mein Ruhsitz ist ein zertrümmerter Fronton, über den zweitausend Jahre hingeflogen sind.

Zweitausend Jahre, und Werke von Sibaritenhänden? Aus einem so gemeinen Material, von so roher Arbeit, so schwerer Masse und von so eintöniger Form dachten und bildeten Sibariten diese zahllosen Säulen?

*) *Biferique rosaria Paesti.*

Die Säulen der Griechen erdrückten den Boden nicht, sie stiegen leicht in die Lüfte; sie erhoben sich in geflügeltem Schwung, mögt' ich sagen. Diese hier sinken mit unbeholfner Schwere in die Erde, sie fallen. Jene sind schlank und zierlich, mit Behagen umschmiegt sie der Blick und fliegt mit ihnen in die Höhe, diese sind aus einander getrieben und schwerfällig, das Auge vermag sie nicht zu umkreisen; vergebens suchten unsere Bleifedern und Grabstichel ihren Umfang zu verkleinern, hier ist alle verschönernde Schmeichelei verloren.

Ich bin auch, gleich so vielen andern, der Meinung, diese Tempel seyen die ersten rohen Versuche der griechischen Baukunst, nicht Werke ihrer höchsten Vollendung. Die Säule war ihr noch fremd, als sie diese Pfeiler aufthürmte.

Doch läßt sich nicht läugnen, dafs, bei aller rohen Einfalt, diese Tempel Schönheiten darboten; wenigstens Simplicität, Einheit und Einklang des Ganzen, die Grundprinzipien des Schönen: die Fantasie kann beinah alle andern Schönheiten ersetzen, nur diese Elemente nicht.

Eine ganz eigne Empfindung durchdrang mich, als ich diese Gegenden durchwanderte. Ich kam durch eine öde Wüstenei, auf schauerlichen Pfaden, wo sich jede Spur menschlicher Wesen verliert, an den Fuß nackter Gebürge, an Ge-

stade, wo einsam das Meer wogt. Itzt erblick' ich einen Tempel, zwei, drei: ich winde mich durch Gras und Farrenkräuter, besteige den Sockel einer Säule, einen Fronton in Trümmern; eine Schaar von Raben flattert auf, Rindergebrüll ertönt aus dem Innern des Tempels: unter Säulen und Dornengeflechten zischen Schlangen und fliehen vor meinem Fußtritt; dort bläst, auf ein Karnies gelehnt, ein junger Hirt die Schallmeyer, ihre Töne säuseln durch das tiefe Schweigen dieser Wüste hin.

[Vor noch nicht vierzig Jahren, stieß ein Jäger, beim Verfolgen eines Keulers auf diese Ruinen, er entdeckte sie. Ob diese Gegend öde ist? Pästums Bewohner sind itzt nur reisende Franzosen, Engländer und Russen, keine Neapolitaner.

Den Grundeigenthümer hat die Entdeckung dieser Tempel wenig interessirt, er ist ein Fürst; sie sind der Zerstörung überlassen.

Schade, daß ich diese Gegenden verlassen, den Brief schliessen muß; die Hitze ist unerträglich, nirgends Schutz. Und doch möchte ich meine Empfindungen so ganz auffassen, um sie, als einen köstlichen Schatz, mit mir hinweg zu nehmen. So gern möchte ich mich ganz dem Schauer hingeben, der in dieser Wüste, in tiefer Stille, unter Ruinen weilt. Zweimaltausend

Jahre, in die Vergangenheit hinabgeschwunden, diinken mir ein Augenblick, ich träume mich, unter den Trümmern einer Griechenstadt, in die Vorzeit, mitten unter die Sibariten.

Fünf und neunzigster Brief.

Neapel.

Ich schlief, nach meinem Ausflug nach Pästum, in Salerno: gestern kam ich wieder hier an. Die ganze Reise gieng unglaublich schnell, in einem der Cabriolets, die man in Neapel so häufig findet, es war mit einem Pferde bespannt; in dritthalb Tagen waren hundert zwanzig Miglien zurück gelegt.

In Portici verweilte ich, um das Cabinet antiker Gemälde und das Theater in Herculaneum zu besuchen.

Der Vesuv begrub, in einem Ausbruch, Herculaneum, nicht wie Pompeji, nur in Asche, sondern unter sehr dichten Lagen von Lava. Es blieb sechzehn Jahrhunderte vergraben. Der Zufall, dem, wie dem Genie, es allein vorbehalten ist, den Schleier der Natur und der Zeiten zu zerreißen, bewürkte seine Entdeckung.

Um das Theater zu sehen, steigt man, beim Schimmer einer Fackel, unter ein feuchtes Ge-

wölbe hinab; man irrt lang in den Corridors, in den Logen, in den Stiegen eines zirkelförmigen Amphitheatrs, von ungeheurem Umfang, umher.

Im Vorübergehen bewunderte ich die Festigkeit und Masse dieses grossen Denkmals, für Jahrtausende, aber nicht für des Vesuvs Zerstörung erbaut. Auf langen Umwegen gelangt man zum eigentlichen Theater; an den Enden sind Piedestals mit der Inschrift:

CLAUDIO ET PAPIRIO CONSULIBUS HERCU.
LANENSES POSUERE POST MORTEM.

Erinnert Dich dies nicht an die Inschrift:

A LOUIS XIV, APRES SA MORT.

Interessant ist das Cabinet antiker Gemälde, die man bei der Untersuchung von Herculaneum, Pompeji und Stabiä fand. Es sind Fresko-Oelgemälde, manche in Marmor gefasst; das Licht, in dem sie stehen, ist ihnen ungünstig, mehrere sind zu entfernt, und so der Bewundrung entzogen.

Die Thiere sind täuschend wahr und niedlich; diese Blumen und Früchte, sind sie frisch gebrochen?

Die Verzierungen verdienen ihren Namen, denn sie hören beinah auf, nur Verzierungen zu seyn. Die meisten sollte man für Tände-

leien von Raphaëls Geschmack halten, andere scheinen chinesische Schnörkel. Ein Wägelchen, von zwei Bienen gezogen, gefiel mir, ein Schmetterling ist Kutscher, seine Füßchen halten die Zügel. Einen andern Wagen zieht ein Papagei, eine Cicade kutschirt. Auf einem dritten steht eine Amphora, mit Rosen bekränzt; zwei kleine Sirenen sind vor den Wagen gespannt.

Der Pinsel rief diese lieblichen Träume sehr glücklich in die Wirklichkeit. Die Composition der meisten Gemälde ist rein griechisch, das heißt, voll edler Einfalt, aber ungemein zart. Ein Centaur, den ein Liebesgott zügelt. — Eine Nimphe, sie pflückt eine Blume. Jene nackte Bacchantin, auf dem Seeungeheuer, das sie tränkt, ist sehr reizend. Eine Dryade, im Schlaf von einem Faun überrascht; er küßt sie. — Ein Tänzer entfaltet, auf einem Seile, die höchste Gewandtheit und Kraft des menschlichen Körpers. Von dem luftigsten Schleier umschmiegt, enthüllt eine schöne Tänzerin jede Grazie, die volle wollüstige Weichheit des Weibes. — Dort siehst du den Vater Silen, seine Arme heben ein Kind in die Höhe, die kleinen Händchen haschen nach einer Traube, die, über den Kopf des Alten hin, ein holdes Mädchen, mit liebevollem Blick, dem Kleinen hinreicht. — Ein Jüngling verschlingt das Lächeln und die süßen Worte einer blühenden Schönen; sehnsvolliges Verlangen wohnt auf seinen Lippen.

Du siehst, jedes dieser Gemälde ist nur ein hingehauchter Gedanke; so ist jede Ode Anakreons nur das Aufflammen eines Gefühls.

Sechs und neunzigster Brief.

(Auf dem Gipfel des Vesuvs.
Beim Schimmer eines Aus-
bruchs, um Mitternacht.)

Ich schrieb diese Zeilen auf dem Gipfel des Vesuvs, beim Schimmer eines Ausbruchs.

Sie seyen eine Gedächtnismünze, die ich als Wahrzeichen meiner Reise schlug; sie sollen einst meine Kinder, wenn sie dem staunenswerthen Brande beiwohnen, an diesen Lebensmoment ihres Vaters erinnern, eine Reminiszenz, die ihnen das herrliche Gemälde gewiß verschönert.

Um 6 Uhr Abends kam ich zu Resina an, einem kleinen Dorfe, jenseits Portici; ich verließ den Wagen, der mich führte und bestieg einen Maulesel. Drei kraftvolle Männer begleiteten mich mit einem Vorrath von Fackeln, — Ich fieng an, zwischen zwei mit Maulbeern und Feigen bedeckten Feldern hinauf zu klimmen. Die Bäume sind von schlanken, saftigen Reben durchflochten, die sich bald an sie schmiegen und anlehnen, bald empor steigen, und sich frei in der

Luft erhalten. Man zeigte mir das Haus, wo Pergolese Balsam für die fruchtbare, ihm so quälende, Schwermuth suchte, die in seinem sieben und zwanzigsten Jahre uns sein Stabat Mater, und ihm den Tod brachte.

Eine Stunde lang durchwandelte ich üppige Baumgärten, dann gelangt' ich an eine ungeheure Lava. Vor ungefähr sechzig Jahren spie sie der Vesuv in einem Ausbruche aus. Ganz Neapel erblasste; allein nur einen Augenblick drohte ihm die Lava; hier blieb sie stehen. Obgleich unbeweglich und erloschen erregt sie noch Entsetzen, scheint noch zu drohen. — Die Ufer sind, wie der Seine Ufer, mit Rasen und Blumen bekleidet, und hier und da mit jungem Gebüsch beschattet, welches eine fruchtbare Asche, wenn man so sagen darf, benetzt und immer nährt. — Am Ende eines äusserst beschwerlichen Fußpfades, dem ich eine Zeitlang folgte, fand ich mich auf grausigen Felsen, mitten unter flatternder Asche. Hier ist der Boden für den Tritt der Thiere unzugänglich, allein nicht für den Menschen, der allenthalben die Gränzen aufsucht, die ihm die Natur vorzeichnet, und sie oft übersteigt.

Mit vieler Anstrengung mußt' ich hier Massen von Schlacken erklimmen, die unter meinen Füßen zusammen rollten. — Ich machte einen Augenblick Halt, um zu betrachten.

Vor mir umschwammen den Berg die Schatten der Nacht, und düstre Gewölke, durch den dampfenden Vulkan noch verdunkelt; hinter mir die Sonne, die eben hinter den Gebürgen hinab gesunken war. Ihr sterbender Strahl röthete Posilipo's Küste, Neapel und das Meer, indess über der Insel Caprea der Mond am Horizont heraufstieg. Ich sah, in diesem Moment, des Meeres Fluten, zugleich vom Stral der Sonne, vom Glanz des Mondes und vom Widerschein des Vesuvs funkeln. Ein herrliches Gemälde!

Nachdem ich dies Dunkel, diesen Glanz, diese schauerliche, wüste, verlassene, und jene lachende, belebte, fruchtbare Natur, das Reich des Todes und des Lebens ganz genossen hatte, warf ich mich in die Wolken und fuhr fort empor zu klimmen. — Endlich war ich am Krater.

Dies also der furchtbare Vulkan, der seit Jahrhunderten brennt, Städte verschüttete und Völker verzehrte! In jeder Stunde bedrohst du diese weite Gegend, dies Neapel, wo man in diesem Augenblicke lacht, singt, tanzt, nicht einmal deiner denkt. — Welcher Glanz um den Krater! Der glühende Feuerofen in der Mitte! — Itzt entsteht dumpfes Getös im brennenden Schlunde; schon speit er, mit schrecklichem Geprassel, unter einem dicken Regen von Asche, eine unermessliche Masse von Feuer aus. Millionen Funken, tausende von Steinen, die ihre schwarze

Farbe kenntlich macht, sausen, stürzen herab, wieder zurück; rollen dahin. — — — Sieh! da rollt einer, hundert Schritte von mir. — Plötzlich schließt sich der Abgrund; schnell öffnet er sich wieder, und speyt neue Gluten; indess erhebt sich die Lava am Rand des Kraters, sie bläht sich auf, kocht, strömt, und furcht in langen Feuerströmen den schwarzen Rücken des Gebirgs.

Ich war entzückt. — Diese Wüste! — — Diese Höhe! — — Diese Nacht! — Dieser brennende Berg, und ich dabei! — — Gern hätt' ich die Nacht bei diesem Brande zugebracht, und die Sonne ihn bei ihrer Rückkehr mit dem Glanz ihrer blendenden Stralen verlöschen gesehen, allein der Wind, der mit Ungestümm blies, hatte mich schon erstarrt; ich stieg herab, mit welchem Kummer! Es kostet Anstrengung, von einem solchen Gemälde den Blick abzukehren, der der letzte seyn soll!

Lebe wohl Vesuv! Lebe wohl Lava! Lebe wohl Flamme, die diesen unabsehbaren Schlund umglänzt und krönt! Lebe wohl du furchtbarer, und doch so wenig gefürchteter Berg! — — Wenn du einst, in deiner Asche, diese Schlösser, diese Dörfer, oder diese Stadt begraben sollst; so sey es wenigstens nicht dann, wenn meine Kinder dort weilen!

Meine Führer hatten ihre Fackeln angezündet. Ich stieg herab, oder vielmehr ich rollte, in Asche

bis an die halbe Wade versunken, ich rollte so schnell (man kann nicht anders) daß ich nur eine halbe Stunde brauchte, einen Raum herabzusteigen, den hinauf zu klettern ich drei Stunden gebraucht hatte. Einen meiner Schuhe verlor ich, in tausend Stücke zerrissen, auf halbem Wege; den andern auf der Stelle, wo ich die Maulesel verließ. Im Herabsteigen begegnete ich Engländern, die auf den Krater zu stiegen; wir blieben stehen, sprachen vom Vesuv, und unterbrachen auf einen Augenblick, mit dem Schein unsrer Fackeln, die Nacht, welche auf diesem Lavaströme lag, und mit dem Laut unsrer Stimmen die tiefe Stille.

Wir nahmen Abschied, und ich setzte meinen Weg fort, bis ich endlich, äusserst ermattet, zu Portici ankam, ich legte mich nieder und fiel in tiefen Schlaf; allein um 6 Uhr des Morgens erwachte ich, und vor meiner Phantasie stand der Vesuv, sein brennender Crater, und seine Lava. Die wechselnden Empfindungen, die mich gestern durchzittert hatten, bebten noch in meinem Innern nach.

Der Ausbruch des Vesuvs ist eines der Schauspiele, die dem Pinsel und der Feder ewig unerschreibbar bleiben werden; die Natur wollte sich allein es vorbehalten, ihn dem erstaunten Blick darzustellen, wie den Aufgang der Sonne und die Unermesslichkeit des Meeres.

Sieben und neunzigster Brief.

Neapel.

Du verlangst einige Bemerkungen über Neapels Bewohner, hier sind sie.

Bei meinen Beobachtungen des Menschen in Italien drang sich mir gleich die Wahrheit auf: er gleiche sich in allen civilisirten Staaten; England macht jedoch eine Ausnahme, denn dort wohnt die Ereiheit. Der Gehalt des Menschen ist allenthalben gleich; auch die Formen, in welche, Zeiten, Verfassung, Clima und hundert äussere Veranlassungen ihn kneten, ähneln sich alle. Der einzige, wesentliche Unterschied ist die Stufe, die eine Nation einnimmt, es ist ein Mehr oder Weniger, dessen Bestimmung der Mangel eines Maasstabes und hinreichender Bezeichnungen sehr erschwert.

Die meisten Zeichen unsrer Ideen, unsre Phrasen, die schon so geraume Zeit im Gedankentauschhandel zirkuliren, bleiben itzt weit hinter dem Gegenstande zurück, den sie bezeichnen sollen; so sehr hat sich alles verändert. Die Sprache einer Nation sollte, wie eine abgegriffene Münze, von Zeit zu Zeit umgeprägt werden, aber die grossen Schriftsteller und Philosophen, welche allein den Stempel besitzen, sind zu selten.

Die Bevölkerung von Neapel ist da, wo es bewohnt ist, stark; Clima, Boden, das Meer und
die

die Sitten befördern die Fruchtbarkeit. Man lebt da wohlfeil, von wenigem und — lange.

Das heiße Clima nimmt dem Hunger seinen Stachel, es macht dagegen den Durst brennender, vervielfältigt aber auch die Mittel, ihn zu stillen: der Schnee der Apenninen kühlt und erfrischt, das Meer nährt mit Fischen und Muscheln den Neapolitaner; des Vesuvs Asche schenkt ihm Obst und Früchte; das Clima könnte beinah alle Bekleidung ersetzen.

Man lebt mit wenigem, darum wird nicht viel gearbeitet, aber viel geschlafen.

Man lebt lange; Mässigkeit und Ruhe verlängern die Bahn des Lebens. In Frankreich ist man dagegen mit seinen Lebenstagen schnell zu Ende; Arbeit, die Stürme der Leidenschaft und der Druck des Elends zerstören das Lebensprinzip. Ausserdem sind in Neapel Krankheiten eine Seltenheit; Abspannung aller Organe, eine Folge des heißen Climas, verhütet chronische Uibel, und die durch jenes beförderte Ausdünstung heilt die hitzigen Krankheiten: allenthalben warme Bäder und — keine Aerzte.

Das organische, materielle Leben des Menschen erblickst du hier in seiner ganzen Fülle, in seiner Fruchtbarkeit und in der Dauer, die ihm die Natur vorgezeichnet hat. Die Volksmenge ist ungeheuer; das sagt dir jeder Blick. Du

mußt dich durch eine flutende Masse von Menschen durcharbeiten, und immer in Furcht seyn, ein paar Kinder zu zertreten: öffentliche Plätze, Strassen, Buden, Häuser, alles wimmelt von sich drängenden Menschen.

Diese wogende Menge durchkreuzt unaufhörlich eine Reihe von Carossen, besonders von kleinen Kabriolets, die in der Luft zu fliegen scheinen. Indessen hört man selten von einem Unglücksfall.

Das Treiben in der *rue St. Honoré* zu Paris ist eine Kleinigkeit gegen das Gewühl in der Strasse Toledo zu Neapel.

Der Schimmer unzähliger Fackeln, welche, in den Händen von Läufern, vor einem bunten Gewimmel von Kutschen herflattern, bietet das Gemälde eines grossen Leichenzuges dar.

Acht und neunzigster Brief.

Neapel.

In Neapel äussert das Clima seinen vollen Einfluß; da giebt, ohne Einspruch, nur Hyperion Gesetze: das heisst, in allen Beziehungen, in allen Zweigen des bürgerlichen, politischen und physischen Lebens findest du eine allgemeine Schlaffheit.

Jeder Anstrengung feind, thut man nur das, was ohne einen gewissen Grad von Spannung der Fibern geschehen kann: eben so erreichen manche Stimmen nie die Oktave.

Religion ist hier nur Aberglaube, übrigens sehr bequem. Sagen, man habe Religion, gilt so viel, als wirklich religiös seyn. Der vierte Theil des Volks besucht keine Messe: selten knieet man in den Kirchen nieder, und man geht nur dann hin, wenn es Erleuchtung, Musik giebt; wenn Opera in der Kirche zu sehen ist. Man darf ungescheut öffentlich gegen alle Religionen, die katholische nicht ausgenommen, sprechen, predigen, declamiren. Die Gränzlinie der Religion ist Bigotterie, der Fanatismus liegt jenseits; denn ihn erzeugt nur Seelenschwung; die heilige Fackel erleuchtet nicht, und zündet nicht.

Das schöne Geschlecht scheint in Neapel ein Waarenartikel; Väter, Mütter, Gatten, Brüder, Mönche, alles treibt damit Handel.

Die Betrügereien sind hier unglaublich raffinirt, aber man betrügt lachend. Dem Neapolitaner sind die Geschäfte des gemeinen und bürgerlichen Lebens ein Spiel, in dem der Feinste gewinnt; anderwärts sind sie ein Ringen, in welchem die Stärke siegt.

Man gesteht sich in Neapel den Betrug, und rühmt sich seiner, wie an andern Orten des Gewinnstes.

Dieses Spiel, in dem jeder zu gewinnen, das heißt, zu betrügen, sucht, macht den Gang der Geschäfte |schleichend: man überlegt bei jedem Schritte, wie im Schach jeden Zug, deswegen werden wenig Geschäfte gemacht. Verheissungen sind gehaltlose Worte, nur Schwarz und Weiß bindet, und in jedem Papier schläft ein Rechtshandel.

Uibrigens ist Chicaniren, Leidenschaft; man liebt es, als eine Gattung von Spiel: man führt Prozesse, um zu betrügen, und — zum Zeitvertreib.

In der Denkweise, selbst in den Gefühlen des Neapolitaners, vermisest du jede Idee von Moralität. Redlichkeit ist ihm der Deckmantel einer feinen Prellerei; Offenheit, lebendiges Temperament: Verstand nennen diese Menschen das Bestreben, zu betrügen; Geschicklichkeit besitzt ihnen der, dem der Betrug gelingt; jede Tugend ist Schwäche, die Laster sind Ausflüsse des Clima's, da hast du die Moral in Neapel.

Das Mitgefühl ist hier maschinenmässig. — Ein Mensch wird ermordet, man bedauert ihn, aber nur einen Augenblick; und schon ist der Mörder der Gegenstand des Mitleids. Die Rache gilt dem Neapolitaner für Naturrecht, sie ist die einzige Leidenschaft, die er kennt. Denn Trägheit verbannt die Habsucht; die Liebe ist

nur körperliches Bedürfnis, das Weib ein Haushath, der Liebhaber ist der Käufer.

Die Neapolitaner kennen keine Liebe zu ihren Kindern, sie lieben, wie das Thier, die Jungen, sie folgen dem Instinkte. Nicht mehr als tausend Findelkinder, sind, im Königreich, die jährliche Ausbeute unehelicher Umarmungen.

Oft suchen Eltern, deren Ehe unfruchtbar blieb, Kinder im Findelhause, man verkauft sie ihnen. Diese sind erst Spielzeuge, dann Sklaven, und endlich Universalerben. Kindliche Liebe ist nur Gewohnheit, Freundschaft eigennützige Hoffnung, Dankbarkeit ein leerer Schall.

Durch das wenige, was man hier arbeitet, will man nur die Stufen in's Himmelreich des sel'gen *Far niente* erklimmen.

Die Caffè's, die Eisbuden, die Prömenaden, alle öffentlichen Plätze wimmeln, vom frühen Morgen an, bis zur Mittagsglocke, von Menschen jeder Art: da sind Mönche, Weltgeistliche, Militairpersonen; sie winden sich gähnend durch die Zeitungen, und betrachten die Vorübergehenden.

Der Neapolitaner, unfähig, durch das Wirken seines Geistes, eigne Empfindungen in seinem Innern aufzuregen, will, von jedem Gegenstande um ihn her, affizirt seyn; alles soll, von aussen her, Gefühle in ihm erwecken.

Man muß diesen Geschöpfen, Gefühl, wie dem Kinde das Laufen lehren.

Um die Mittagsstunde speist man. In wenig Familien wird ein förmliches Mittagmahl gehalten, „*on ne met pas la nappe*“ würden wir sagen. Die Eitelkeit verriegelt sorgfältig alle Zugänge, und dann verzehrt man in einem Winkel ein Stück Kaltes. — Der Magen ist gefüllt, man legt sich ganz nackt nieder; eine Stunde vor Nacht wird aufgestanden, man kleidet sich an, und besucht die Caffé's wieder, oder man fährt spazieren.

Itzt beginnt das Treiben der Läufer, sie durchsummen, gleich einem Bienenschwarm, die Stadt. Fünfzehntausend Menschen finden ihr Brod in ihren Füßen, vor den Carossen; fünfzehntausend andre finden es hintenauf. Man macht eine Promenade auf den Molo, nach Chiaja, oder längst dem Gestade von Bresilica, nie ausserhalb der Stadt und nie zu Fusse. Schande würde auf dem Edelmann lasten, der am Abend in den Strassen zu Fuß erschiene.

Man bleibt in der Opera, auf der Promenade, oder in der Taverne, in der Akademie, bis 5 Uhr Morgens.

Auf den Gesichtern spricht sich weder Frohsinn, noch Vergnügen, keine Zufriedenheit aus, aber auch kein Gram; sie sind stumm. Das höchste Erdengut ist, am Tage, wie ich dir

schon sagte, das sel'ge *Far niente*, am Abend ist es, frei athmen zu können, und die Kühle zu geniessen. — Das Fieber der Hitze läßt da nach; das ist zur Behaglichkeit genug.

Wenige verstehen sich auf den Genuß der, in diesen Gegenden himmlischen Natur; die Energie fehlt, alles ist zu erschlaft. Die Natur findet keine Liebhaber, sie hat für dies abgespannte Volk keinen Reitz mehr. Der größte Haufen arbeitet nur soviel, als er bedarf, um dem Hungertode zu entgehen, dies sind die Lazaroni's. Diese Lazaroni's bilden keine besondere Volksklasse; sie existiren in allen Ständen, es sind, mit einem Worte, Taugenichtse. Sie arbeiten wenig, weil diese wenige Arbeit hinreicht, ihnen ihre geringen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Ihr Müssiggang ist Genügsamkeit, kein Laster. Arbeiten doch die Menschen alle nur, um müssig gehen zu können!

Der Lazaroni verdient in einigen Stunden den Lebensunterhalt auf ein paar Tage; dann pflegt er der Ruhe, geht spazieren, badet; er lebt.

Das weibliche Geschlecht verdient seinen gewöhnlichen Beinamen in Neapel nicht, die Neapolitanerinnen sind sehr häßlich. Die zarte Blüte, Frauenschönheit, heischt feuchte Luft, und gemässigttes Clima. Alle die glücklichen Züge, welche die Natur zusammen gewählt zu

haben scheint, um die Schönheit, durch ihren Einklang, zu bilden, welchen hier schnell unter einem versengenden Clima, unter dem verderblichen Einfluss der Erziehung und der Sitten.

Eben diese Influenzen scheinen das, was sie dem Weibe raubten, in Neapel unsrem Geschlechte geschenkt zu haben. Die Männer sind, im Ganzen genommen, schön.

Neun und neunzigster Brief.

Neapel.

Die schönen Künste haben ihre Heimath hier nicht mehr: ich nehme jedoch die Musick aus; man bearbeitet in zahlreichen Conservatorien die Stimme, man cultivirt sie, in einem heissen Wettstreit. Vergebens verbieten Gesetze, Bullen und die Natur, durch Castration, des Menschen Stimme, auf das natürliche *si* hinaufzuarbeiten: dieser Ton wird so theuer erkaufte, wer ihn modulirt, so hoch gefeiert. Farinelli beherrschte einst Spanien!

Neapel zählt noch grofse Männer, es sind — Castraten.

Die mechanischen Künste liegen in ihrer Wiege; sie entbehren die heut zu Tage im übrigen Europa gemeinsten Werkzeuge. Acht Tage

braucht man zu Verfertigung einer Arbeit, die bei uns eine Stunde erfordert.

Handel, Militairdienst, ein großer Theil der Industrie und Cultur, sind in der Hand von Fremden. Indessen beginnt der Inländer allmählig, sich damit zu befassen. Man erwartet eben das erste Schiff, das es je unternahm, sich auf direktem Wege, in unsern Häfen mit Zucker und Indigo zu befrachten. Der Capitain wird den Neapolitanern ein Colon seyn. In diesem Jahre erschien die erste neapolitanische Zeitung.

Aber, hör' ich dich fragen, wie kann sich ein kleiner Staat aufrecht erhalten, den eine ungeheure Volksmenge, zahllose Bettler, eine sehr zahlreiche dienende Klasse, ein bedeutender Clerus von Weltgeistlichen und Mönchen, den ein über 20000 Mann starkes Militair, eine Masse von Adel, und eine Armee von dreißigtausend Dienern der Themis erdrücken?

Das Meer, Klima und Boden, lösen das Räthsel. Das Klima verringert jedes Bedürfnis, das Meer liefert von allen Seiten Muschelwerk und Fische; der Boden zollt vier Erndten. Die Erde, oder besser die Asche, ein wenig untereinander werfen, da hast du den Feldbau.

Diese Asche ist am Fuß des Vesuv sehr fruchtbar; sie wäre es ungleich mehr, wenn man ihr

zu Hülfe käme, statt blos von ihr zu fordern. Dies wäre Sache des Gouvernements, aber es ist abgeneigt, die Weichlichkeit der Neapolitaner zu bekämpfen, es verleiht ihr Schutz und Beförderung.

Das Clima drängt hier die Menschen zwar zur Trägheit hin, aber doch ist dieser Drang nicht so mächtig, daß nicht politische und moralische Einwirkungen ihm Zügel anzulegen, und Neapels Bewohner zur Thätigkeit zu spornen vermöchten. Gesetze könnten dem Volksgeiste Spannung verleihen, Erziehung und Bäder, wie bei den Römern, den zu hohen Grad der Hitze neutralisiren. Hier existirt nicht ein öffentliches Bad. Geist ist in Neapel keine Seltenheit. Clima und natürliche Lage sind ihm günstig. Dies Meer, der Boden, die Stralen dieser Sonne, ein Blick Augusts, und das Studium Homers, gaben der Eneide ihr Daseyn.

Heut zu Tag indessen können unter hundert Personen höchstens zwei nur lesen; es giebt ganze Provinzen ohne einen Schulmeister.

Das wenige von Litteratur, was in einem kleinen Kreise zirkulirt, beschränkt sich auf Uebersetzungen französischer Werke. Wir bringen den italiänischen Damen Moden und den Männern unsere Meinungen. All' unsre großen Schriftsteller sind übersetzt und geplündert.

In Neapel spricht man von Paris und immer nur von Paris. Wir sind die Griechen, die Engländer sind die Römer der heutigen Welt. *)

Entfernung, Fantasie und, vor allem, Unzufriedenheit, leihen uns bei dem Neapolitaner glänzende Vorzüge.

Noch ein Wort über den Zustand des Volks.

Das Elend erzeugt keine Bettler, keine Soldaten, es setzt keine Kinder aus: selten wird ein Raub begangen, ein Meuchelmord verübt, das Leben ist so mühelos, so natürlich! Die Gauner sind eher Betrüger, als Diebe, das Volk sieht stehlen; man lacht und läßt den Dieb sein Wesen treiben: nur die Rache schleift die Messer.

Ausschweifungen sind in Neapel mehr ein Auswuchs des Müßiggangs, als Kinder der Wollust, sie gebären nirgends so wenig Verbrechen und Unglücksfälle, als hier, weniger als in Paris; sie sind kein Gewerbe, keine Kunst. Der Freudenmädchen giebt's viele; aber sie sind nicht ausgezeichnet, man verliert sie in ihrem ganzen Geschlecht.

In dieser Stadt ist gar nichts entartet, nichts geläutert, nichts steht auf einer höhern Stufe

*) Sollten letztere nicht eher die heutigen Carthager seyn? Die Parallele dürfte sehr treffend ausfallen, selbst bis auf die *Punica fides*.

der Vollkommenheit; Laster und Tugenden sind noch ganz roh, es sind neugebohrne Kinder des Menschenherzens. Neapel buhlt noch nicht nach den Blicken Europa's oder der Nachwelt.

Hundertster Brief. *)

Neapel.

Hier hast du eine Probe von der Feigheit der Neapolitaner. Einer ihrer Vicekönige liebte die Jagd: zum Unglück für die Bewohner der kleinen Insel Procida ließen sich Fasanen dort nieder: ein martialisches Gesetz befahl sogleich den Insulanern eine allgemeine Ermordung aller Katzen. Sie mußten alle sterben. Die Ratten vermehrten sich nun so stark, daß sie ungescheut selbst Kinder in den Wiegen anfielen; sie benagten den armen Kleinen Nase und Ohren. Was beginnen die Eltern? Die Mütter weinten bittre Zähren, und die Väter — sie murrten. So feig sind diese Menschen. Zum Glück starb der Vicekönig, und kein Weib durfte mehr zittern, Mutter zu werden.

*) Aus mehreren Briefen, welche die Staatsverwaltung Neapels behandeln, und durch die neusten politischen Umwälzungen ihr Interesse verlohren haben, will ich nur einige der frappantesten Züge ausheben. A. d. V.

Darf das Volk murren, wenn es den Sklavensinn weiter treibt, als der Fürst die Despotie?

Man baut itzt in Neapel an einem Schiff von achtzig Kanonen; es ist seiner Vollendung nah: der Hafen, der es aufnehmen soll, ist bereits angefangen.

Todesstrafen sind sehr selten in der peinlichen Gesetzgebung, aber die Kerker sind mehr als Tod. Unter vier Jahren verläßt sie kein Inquisit; drei Viertheile kommen darin um; der Rest, den die Dauer des Prozesses und grausige Kerker nicht hingeopfert haben, wandert auf die Galeere.

Das Gesetz heischt das Geständniß des Angeeschuldigten, um ein Todesurtheil zu begründen; aber bis er gesteht, begräbt man ihn in ein Gefängniß, entzieht ihm Licht, kurz alles, selbst Stroh. Dem Unglücklichen dient ein Stein zum Lager, Brod und Wasser ist seine Nahrung.

Ich ließ mir eins dieser Gräber öffnen: vier Gespenstergestalten stürzten, vom eindringenden Lichtstral, der mich kaum sehen ließ, betäubt, geblendet, der Thüre zu: die langen, verworrenen Bärte, die hohlen Augen, die bleichen, gräßlich entstellten Gesichter, die ausgemergelten, halb nackten Körper — mich schauerte, ich prallte erschrocken zurück: ein Pestgeruch qualmte mir entgegen — über zehn Jahre sind diese Schlachtopfer hier lebendig begraben. — Einer der Men-

schen brüllte schrecklich: „nein, ich habe meinen Vater nicht gemordet.“

Wenn ein Delinquent zum Tod verdammt ist, dann sperrt man ihn, drei Tage lang vor der Hinrichtung, mit einem Beichtiger und einem Biissenden, in eine unterirdische Kapelle; ein langer Todeskampf; diese Marter ist schrecklich, denn Todesfurcht ist mehr als halber Tod.

Das Hospital ist eines der Gefängnisse, auch ein Grab.

Hundert und erster Brief.

Neapel.

In diesem Briefe will ich mehrere Gegenstände zusammenstellen, die mir interessant scheinen.

Wie könnt' ich von den zwölf Propheten schweigen, die Spagnolet auf das Gewölbe der Carthäuserkirche gemalt, oder eigentlich hingestellt hat; so vollendet ist die Täuschung.

Die Köpfe haben viel Charakter, viel Wahrheit; es sind ächt prophetische Köpfe. Diese Gemälde sind Spagnolet's Meisterwerk, und Meisterwerke in der Kunst. Sein Pinsel ist, das gebe ich zu, ernst und düster; aber sehr kräftig. Alle seine Arbeiten sprechen das Bestreben aus, das er mit Carravagio theilte, das Aug durch

Contraste zu erschüttern, und uns mit Staunen zu erfüllen; dies war ihm mehr, als, durch Abstufungen und Nüancen, die Seele sanft zu bewegen, dem Blick zu schmeicheln: er wirft, mit wahrhaft verschwenderischer Hand, Licht und Schatten in grossen Parthieen auf die Leinwand.

Das Carthäuserkloster, obgleich ausserdem sehr reich, würde in diesen zwölf Gemälden Schätze genug besitzen. Die Regierung scheint auch so zu denken, denn sie brandschatzt das Kloster von Zeit zu Zeit.

Verdient Heliodorus Verjagung aus dem Tempel, von Solimenas Hand, so viele Vergötterung? Die Grösse des Gemäldes ist zwar ungeheuer, denn es nimmt die ganze Breite der Kirche *di Giesu nuovo* ein; aber die Composition ist verwirrt; du vermisest Auswahl, Effekt, Interesse; kurz es sind gefärbte Figuren.

Da sacro cineri flores. Hic ille Maroni

*Sincerus * musa, proximus ut tumulo.*

Was sagst du zu dieser Inschrift, die man, auf Sannazars Grab zu setzen wagte? Der Mann verlebte seine Tage auf dem Parnass, an den Höfen, auf dem Lande, und endigte sie in einem Kloster: er schrieb, in Versen, Virgil'n, Ovid

*) Sannazars Beiname.

und Tibull entliehen, ein Gedicht über die Geburt Christi und erotische Pöesieen; man preist seine Schriften noch heut zu Tage, weil man sie nicht mehr liest.

Sannazar, Virgiln so nah, durch seine Gedichte, wie durch sein Grab? So verirren sich die Sucht, als Schöngeist zu glänzen, das Haschen nach Antithesen; sie schlachten die Wahrheit, unförmlichen Geburten zum Opfer, Sannazar und Virgil sich nahe!!

Ich würde dir von den Catacomben in Neapel erzählen; aber ich habe von den römischen gesprochen, und in den Gefühlen, die diese Gräber erwecken, liegt ihr ganzer Werth. Die Catacomben werden die Schwermuth immer anziehen, die gerne dem Tod in's Antlitz sieht, und im stillen Dunkel weilt.

Uiber das miraculöse Flüssigwerden des Bluts des heiligen Januarius muß ich schweigen: es erfolgt in der jetzigen Jahreszeit nicht, denn es würde itzt zu natürlich scheinen; nur das: dieses Mirakel ist seit kurzem ausser Credit, man behauptet, es werde bald ganz eingehen. Vielleicht ist der Zeitpunkt nah, wo man im Weltall nur ein Wunderwerk findet, das Weltall selbst.

Hundert und zweiter Brief. *)

Neapel.

In der Kirche des heiligen Januarius sah ich das Grab des unglücklichen Königs von Neapel, Andreas des zweiten. Er wurde im siebenten Jahre mit Johanna der ersten verlobt, und mit achtzehn fiel er, in der Mitte seines Hofes, am Tage vor seiner Krönung, als Schlachtopfer einer treulosen Gattin. Die Liebe brütete ihr Verbrechen aus, jugendliche Kühnheit wagte die Ausführung; des Weibes Schönheit entschuldigte die That; die Politik gab ihr Gesetzlichkeit, sie ward durch den Mund eines Papstes, den Gold bestach, sogar gerechtfertigt. Aber nie ward der Verbrecherin Verzeihung von der Natur, wie von ihrem Bewußtseyn; unversöhnliche Rache beflügelte den ungerischen König Ludwig den zweiten. Er stürmte, um dem gefallenen Bruder ein Todtenopfer zu bringen, aus dem Herz von Deutschland daher, verderbenschwanger flatterte in seiner Hand die schwarze Fahne: er verfolgte, bedrohte, spürte, vierzig Jahre lang, das Haupt der Schuldigen auf. Es fiel endlich, von Elend und nagenden Gewissensbissen gebleicht; in den Staub rollte die Krone, noch vom Blut des ersten der vier Gatten Johannens bespritzt.

*) Eine französische, hier weggelassene Bearbeitung nach Tibull dürfte dem Leser kein Verlust seyn.

A. d. V.

Andreas der zweite wurde zu Aversa ermordet, und aus dem Fenster gestürzt. Seine Pflegamme suchte, und fand, nach drei Tagen, den Leichnam. Sie trug ihn, mit einem Stiftsgeistlichen der Januariuskirche einverstanden, bei Nacht dorthin: der edle Priester zollte ihm redliche Thränen, beerdigte ihn heimlich, und stiftete, in der Folge, auf seine eigne Kosten, das merkwürdige Denkmal, dessen ich oben erwähnte.

Nun muß ich dir doch, als Gegenstück zu Johannem der ersten und zum Grab ihres Gatten auch ein paar Worte von Johannem der zweiten, und dem Grabe ihres Lieblings, Giovanni Caraccioli, sagen, er liegt in der Kirche *San Giovanni*; sein Loos hat Aehnlichkeit mit jenem des berühmten Essex. Er war, als Jüngling, so unglücklich, einer alten Königin zu gefallen. Befriedigter Ehrgeitz sollte ihn für das Lästige, für die Langweile einer solchen Verbindung entschädigen. Zuviel baute er auf die letzte Leidenschaft eines Weibes; so beleidigte er blutig die Königin, er sah in ihr nur die Geliebte, und, wie Essex, färbte sein Blut das Schaffot; es strömte auf Befehl einer Geliebten, die leider allmächtig war. Aber Johanne folgte bald ihrem Liebling, wie Elisabeth, von Liebe und Reue verzehrt; sie folgte dem Wink des angebeteten blutenden Kopfs, der Tage und Nächte vor ihrem Blick stand.

Ich nahm von den Gräbern Abechied (es war ein köstlicher Abend) und machte einen Spaziergang, Posilipos Gestade entlang: ein zerfallner Pallast Johannens fesselte mich, er ist dem Meer überlassen, das seinen Fuß bespült, allmählig zerstört ihn die Zeit. Ich setzte mich auf einen Stein, und lauschte, beim Mondenlicht, dem dumpfen Gebraus der Woge, die sich an meinen Füßen brach. Eine tiefe, süsse Schwermuth breitete ihre Fittige über mich aus; ich dachte der beiden Gräber, der königlichen, mit Blut gefärbten Liebe. Johannens tragisches Andenken, diese öde Ruine der Vorzeit, vom Dämmerlichte des Mondes feenhaft beleuchtet, erschütterten mich tief: die Stille des Abends, die der Donner der auf mich zustürmenden und dann zerstäubenden Wellen unterbrach, dessen Brüllen des Pallast's Gewölbe wiederhallten, das alles machte meine Thränen fließen, sie mischten sich mit den Fluthen, in denen der Mondenstrahl flimmerte.

Hundert und dritter Brief.

Pompeji.

Ich wandre von Haus zu Haus, von Tempel zu Tempel, durch sich kreuzende Strassen, in einer Stadt, die vor zweitausend Jahren emporstieg; Römer bewohnten, ein König von Neapel förderte sie an's Licht des Tages. — Staunen ergreift mich — ich bin zu Pompeji.

Seine Bewohner lagen in den Armen des Schlafs. Ein Sturmwind fährt daher, löst einen Theil der Asche ab, die Vesuv's Gipfel bedeckte, und führt sie im raschen Wirbel in die Lüfte, auf Pompeji hin: Pompeji, Herculaneum, Sorrento, eine Menge Dörfer und Städte, tausende von Menschen, — Plinius, sind lebendig begraben; das Werk von fünfzehn Minuten.

Ein gräßliches Erwachen; wie viel tausend Verwünschungen Vesuv's, seiner Asche und seiner Lava, mögen durch die Luft gezittert haben! Die Tollkühnen, mußten sie an des Berges Fuß, auf seine Asche, auf seine Lava bauen!

Die Menschenkinder gleichen der Ameise; ein Zufall zerstört ihren Bau; im nämlichen Augenblick wird er wieder hergestellt.

Pompeji schlief unter der Asche; die Nachkommen der Unglücklichen, die dort ihr Grab fanden, pflanzten, auf die Gräber hin, Wein, Maulbeern, Feigen, Pappeln. Pompejis Dächer wurden Baumgärten und Fruchtfelder. Eines Tages gräbt man, die Hacke dringt tiefer ein, findet Widerstand: es ist eine Stadt — Pompeji. Der König liefs nachgraben; allein, seyen nun die Anstalten schlecht, seyen die Aufseher zu gleichgültig gegen das Geschäft, oder zerstört die Luft die Ruinen wirklich, so bald sie solche berührt; seit dreissig Jahren ist erst ein Drittel der Stadt zu Tage gefördert.

Das erste, worauf in Pompeji der Blick trift, ist das Quartier der Soldaten. Denke dir ein langes Viereck von Gebäuden, das eine Menge einzelner Zimmer enthält, und dessen Façade auf einem ringsumherlaufenden Portikus ruht. Seine Säulen sind cannelirt, ziemlich dünne, roth gemalt, sie machen artigen Effekt.

Ich besuchte mehrere Zimmer; in einem fand ich eine Mühle, sie diente den Soldaten zum Mahlen ihres Brodmehls: in einem andern eine Oelmühle, um Oliven zu zerquetschen. Jene ähnelt unsern Cafféemühlen; diese besteht aus zwei Mühlsteinen, die man mit der Hand, in einem weiten Mörser, um eine eiserne Spindel dreht.

In einem andern Gemach traf ich Fesseln, um die Fußknochen eines Verbrechers, in jenem aufgehäufte Gebeine, in diesem ein goldnes Halsband.

Ich verließ dies Quartier, mein Cicerone führte mich in die Stadt.

„Wie heißt diese Strafe?“

„Das Pflaster bedarf einer Ausbesserung.“

„Das Fahrgleis, durch die Karren den großen Lavaquaden eingegraben, wird die Wagen umwerfen.“

„Die Fußbänke längst den Häusern gefallen mir.“

„Wo sind die Einwohner alle? — Niemand
 „in den Buden, die Strassen alle öde und ein-
 „sam, die Häuser offen?“

„Zuerst wollen wir die Häuser zur Rechten
 „besehen.“

„Das hier ist keine Privatwohnung: die Men-
 „ge von chirurgischen Instrumenten verräth ein
 „ihrem Gegenstande analoges Gebäude,“ „Gewiss
 „ein Lehrsaal der Chirurgie.“

Die Häuser sind klein, die Gemächer ohne Zu-
 sammenhang, die innere Anordnung ist schlecht;
 aber, wie reinlich, welche Eleganz! In jedem
 der Häuser ein Säulengang im Innern; das Pfla-
 ster Mosaik — eine Colonnade im Viereck; in
 der Mitte eine Cisterne, um die Dachtraufe auf-
 zufassen. In jedem sind Thermen und Dampf-
 bäder: und allenthalben erblickst du Freskoge-
 mälde im besten Geschmack, auf dem lieblich-
 sten Grunde. Sollte nicht Raphäel hier seine
 Arabesken gefunden haben?

Lafs' uns jetzt die andre Seite der Strasse be-
 sehen: hier haben die Häuser drei Stockwerke;
 sie ruhen auf der Lava, die eine Art von Berg
 gebildet hat, an dessen Abhang man hinbaute.
 Aus dem dritten Stock sieht man auf einer Seite
 in eine Strasse, auf der andern tritt man aus dem
 obern Stock in einen Garten. Ich steige die Trep-
 pe hinab — die Colonnade um den Garten her

ist sehr einladend, sie beut Schutz vor Regen und Sonnengluten.

Was seh' ich in einem der Gemächer? — Zehn Todenköpfe. Die Unglücklichen retteten sich dorthin, wo ihrer keine Rettung warten konnte: das Köpfchen hier gehörte einem Kinde; Vater und Mutter sind wohl nicht fern?

Hinweg von dieser Scene, Grauen und Wehmuth befällt mich.

Der Tempel ist offen, ich trete ein. Wer ist der Gott in jener Niche? Es ist Canopus, der Gott des Schweigens; er gebietet es, durch einen Fingerzeig auf die Göttin Isis, in der Tiefe des *Sacrarium's*.

Im Vorhof stehen drei Altäre. Hier schlachtete man die Opferthiere, in dieser Rinne strömte das Blut in das Bassin im Mittelpunkt; von dort fiel es auf das Haupt der Priester herab. Das enge Gemach, neben dem Altare da, war wahrscheinlich die Sakristei; in der Wanne badeten sich die Priester. Laß uns itzt hinauf in's Allerheiligste steigen; es ist sehr enge. — Sechs kleine Säulen — der Fronton ist zierlich. — Was sollen die zwei Thüren an beiden Seiten des Altars? Ich verstehe, hier herein schliipftet ihr Betrüger, um, zwischen dem Altare und der Mauer versteckt, die Stimme der Gottheit zu spielen. Armes Volk, du warst immer das Spielzeug

heiligen Trugs! Sieh' her, wie sie gestern noch auf deine Kosten zu Nacht speisten; die Tafel ist noch gedeckt; da liegen noch Eier, der Wein, den sie tranken, war köstlich.

Hier giebt's auch Inschriften:

*Popidi ambleati,
Corelia celsa.*

Es ist ein Denkmal, Wohlthätern der Isis, das heisst, ihrer Priester, gestiftet: diese Heuchler nennen sie Fromme; ein eignes Sinonim von Betrogenen.

Priaps Tempel ist dem der Isis ganz nahe. Die Alten hatten, über gewisse Dinge, ganz von den unsrigen verschiedene Ideen, und daher andre Sitten.

Das Haus des Aufidius muss in der Nähe seyn, denn hier sind die Stadtthore — hier ist das Grabmal der Familie Diomedes. Unter den Säulengängen laß uns ruhen, wo einst die Philosophen saßen.

Man täuschte mich nicht; diese Villa des Aufidius ist sehr reizend, die Freskogemälde sind herrlich. Wie schimmernd der blaue Grund! Die Figuren in den Feldern sind so weise, so geschmackvoll vertheilt! Die Blumengöttin selbst muss diese Guirlande hingezaubert haben. Aber von wessen Hand sind diese Venus, dieser Adonis, von wem, in dem Bade dort, der junge Nar-

zifs, der niedliche Merkur? Sie können kaum vor acht Tagen gemalt seyn. Auch hier spricht mich der um den Garten herziehende Portikus an, und, um den Portikus, der viereckigte gedeckte Keller. — Ist's Falerner in den Amphora's, wie viel Consuln zählt er?

Es wird Abend; die Stunde des Schauspiels naht, laß uns das bedeckte, das unbedeckte Theater besuchen — beide sind verschlossen.

Kannst du dir nun ein Gemälde von Pompeji entwerfen?

Hundert und vierter Brief.

Neapel.

Schade, daß dies Land so schlecht beherrscht wird! Dieser Gedanke entsteigt jeder Brust, wenn, hoch auf den Gebürgen, welche Neapel umkränzen, von Posilipos Höhen, vom Gipfel des Vesuv, aus dem Hause der Jeronimiten zu Renella, oder, vom Karthäuserkloster herab, der Blick in diesen himmlischen Gegenden schwelgt, die wie ein bunter Teppich sich vor ihm hinbreiten. Im Karthäuserkloster rief ein Reisender, in den herrlichen Anblick versunken, enthusiastisch aus: „hier wohnt das Glück!“, „O ja! für den Reisenden,“ versetzte lächelnd der Mönch.

Die Aussicht zu Renella ist reizender: ein Gemälde, des Pinsels eines Vernet, Robert, Delle, Roucher und Saint-Pierre werth — Ströme, Thäler, Wälder, Gebürge, Hügel, Vulkane, das Meer, und — Tassos Wiege, Virgils Grab!.

Eine entzückende Verschmelzung der frischesten, lebendigsten, schönsten Tinten, von der Hand der Natur der Erde aufgetragen. Hier funkeln im reinsten Gold die Gestirne, im schimmerndsten Schmelz lacht die Blumenflur, hier sprühen die glühendsten Flammen, Vulkane: der Azur der Meereswogen ist noch einmal so glänzend, des Himmels Blau so dunkel, der Sonne Stralen sind flammend rein. Denke dir dazu all' die Abwechslungen, wodurch die jungen Horen, auf ihrem leichten Hinschweben über diese Lieblingsgegenden des Himmels, den Glanz des Gemäldes erhöhen, oder ihn in magischen Flor hüllen. Denke dir die Schatten, die Streiflichter, alle Nianzen mit einem Wort, deren jede, um die Wette, den Pinsel der Natur ergreift, und, durch magische Berührung, der Erde bunten Wechsel verleiht.

Der Morgen ist so frisch, der Mittag so glänzend, der Abend so ruhig und schweigend, und die Nächte — sie athmen Liebe und Wollust.

Hundert und fünfter Brief.

An meinen Sohn.

Neapel.

In meinem vorletzten Brief an deine Mutter, lieber Carl, liefs ich ein Wort über den Tod des älteren Plinius, dieses ersten Büffon, fallen. Wahrscheinlich hat dies Wort deine Neugierde und dein Interesse erregt, aber, ohne sie zu befriedigen. Bei mehrerer Geübtheit im Studium der Alten, würde ich dich auffordern, diese Befriedigung in zwei Briefen des jüngern Plinius, welche er an Tacitus über dies traurige Ereigniß schrieb, selbst zu suchen. Indessen, dies Unternehmen übersteigt noch deine Kräfte, ich will dir daher mit einem Abrifs von Plinius Erzählung aushelfen.

Erst aber, lieber Carl, müsse dich ganz das Interesse eines Briefes durchdringen, in dem Trajans Panegyrist, dem Historiker Tacitus, den Tod des großen Weisen Plinius, erzählt, der, im Beginnen von Titus Regierung, als Opfer von Vesuvus erstem Ausbruch fiel.

„Sie verlangen von mir eine umständliche
 „Erzählung des Tods meines Onkels, um, sagen
 „Sie, ihn ganz der Nachwelt zu weihen. Dank
 „Ihrer Absicht! Das unverlöschliche Andenken
 „einer Schickung der Götter, in der mein On-
 „kel, in Gesellschaft ganzer Völker, untergieng,

„und seine Schriften verheissen ihm die Unsterblichkeit; eine Zeile von Ihrer Hand sichert sie ihm. Glückliche der Sterbliche, dem die Olympier die Gabe verliehen, Thaten zu wirken, des Griffels der Geschichte werth, oder diesen Griffel selbst mit Glück zu ergreifen. Dreimal glücklich aber jener, dem der Himmel beide Gaben zugleich schenkte; dies war meines Onkels Loos. — Ich gehorche daher, mit frohem Eifer, Ihrem Befehle, um den ich Sie selbst gebeten haben würde.“

„Mein Onkel weilte zu Misenum, er kommandirte dort die Flotte.“

„Am 23ten August, eine Stunde ohngefähr nach Mittag, lag er auf seinem Bette, mit Studiren beschäftigt; er war eben von einem kurzen Schlaf in der Sonne erwacht, und hatte, wie gewöhnlich, sich mit frischem Wasser gelabt. Meine Mutter trat in sein Zimmer, und erzählte ihm: es erhebe sich am Himmel eine Wolke, von ungewöhnlicher Größe und Gestalt. Mein Onkel steht auf, er beobachtet die seltne Erscheinung, die zu weite Entfernung hindert ihn, das Aufsteigen der Wolke aus dem Crater des Vesuvs zu entdecken. Sie glich einer Pinie; Wipfel und Zweige waren ganz deutlich zu sehen. Vermuthlich stiefs sie ein unterirdischer Wind stürmend empor, und hielt sie schwebend in den Lüften. Sie erschien

„bald weiß, bald schwarz, bald vielfarbig, nach-
 „dem sie nun grade mehr von Kieseln oder von
 „Asche schwanger war.“

„Mein Onkel staunte, er hielt diese Naturer-
 „scheinung einer Untersuchung in der Nähe
 „werth. Geschwind eine Galeere, rief er; ich
 „sollte mit ihm. Ich wollte lieber hinter mei-
 „nen Büchern bleiben. Mein Onkel geht allein
 „weg, er schiffte sich ein, die Schreibtafel in
 „der Hand.“

„Ich studiere fort; ich bade, und lege mich
 „dann nieder, aber mich flieht der Schlaf. Die
 „Erdstöße, die seit einigen Tagen alle Dörfer
 „und selbst die Städte in der Gegend erschütter-
 „ten, wurden mit jeder Minute heftiger. Ich
 „stehe auf, um meine Mutter zu wecken; da
 „stürzt sie, in derselben Absicht, in mein Zim-
 „mer.“

„Wir gehen in den Hof herunter, und setzen
 „uns nieder; um keine Zeit zu verlieren, lasse
 „ich mir meinen Livius bringen. Ich lese, stu-
 „diere, mache Auszüge, als wäre ich in meinen
 „vier Wänden. War es Unerschrockenheit, Un-
 „verstand; ich weiß es nicht, denn ich war
 „noch so jung. *) Itzt langt' ein Freund meines
 „Onkels an, er kömmt aus Spanien, um ihn

*) Er war damals achtzehn Jahre alt.

„zu besuchen. Er macht meiner Mutter über
 „ihre sichere Ruhe, mir, über meine Kühnheit,
 „Vorwürfe; ich schlage die Augen nicht vom
 „Buche auf. Itzt schwanken die Häuser schreck-
 „lich, wir entschliessen uns, Misenum zu ver-
 „lassen. Erschrocken und bleich folgt uns die
 „Menge, oft handelt Schrecken wie kluge Be-
 „sonnenheit.“

„Vor der Stadt machen wir Halt. Neue Er-
 „scheinungen, neue Schrecknisse. Das Gestade,
 „mit jedem Augenblick erweitert, von Fischen
 „auf trockenem Sande bedeckt, schwankt, und
 „drängt das zürnende Meer zurück; die gepeitsch-
 „ten Wellen fliehen rückwärts, Vor uns wogt,
 „an des Horizontes Rand, eine schwarze Wolke,
 „von düstren Flammen schwanger, die unauf-
 „hörlich ihren Schoos zerreißen, und in fürch-
 „terlichen Blitzen umherzucken.“

„Meines Onkels Freund dringt von neuem in
 „uns: retten Sie sich, dies ist ihres Onkels Wil-
 „le, wenn er lebt, sein letzter Wunsch, wenn
 „er starb. — Wie, wir kennen das Schicksal mei-
 „nes Onkels nicht, war die Antwort, und das
 „unsrige sollte uns beunruhigen? Der Spanier
 „verläßt uns.“

„Itzt stürzt die Wolke vom Himmel auf's
 „Meer, und hüllt es ein, die Insel Caprea und
 „das Misenische Vorgebürge sind verschwunden.
 „Rette dich, geliebter Sohn, ruft meine Mutter,

„du mußt dich retten, du kannst es, du bist ein
 „Jüngling; ich, von der Last meines Körpers
 „und der Jahre gebeugt, ich sterbe zufrieden,
 „wenn ich mich ohne Schuld an deinem Tode
 „weiß.“ Mutter, nur mit euch will ich le-
 „ben.“ „Ich ergreife ihre Hand, ziehe sie
 „fort. — Mein Sohn, wimmert sie, ich halte
 „dich auf, du stirbst.“

„Schon regnet die Asche herab, ich drehe
 „mich um; ein dicker qualmender Rauch, der
 „die Erde, gleich einem Waldstrom überflutet,
 „stürzt uns entgegen. — Mutter, schrie ich, hin-
 „weg von der Heerstrasse, die Menge erdrückt
 „uns in der schwarzen Finsterniß, die auf uns
 „herabsinkt. Kaum haben wir die Heerstrasse
 „verlassen, da wirds Nacht, die dunkelste schreck-
 „lichste Nacht. Klaggeheul der Weiber, Wim-
 „mern der Kinder, Geschrei der Männer zittert
 „gräßlich durch das Dunkel hin. In dem Stöh-
 „nen, in dem Gemisch von Tönen des Schmer-
 „zes unterscheide ich: Vater! Sohn! Gattin!
 „Nur an der Stimme erkennt man sich. Hier
 „ertönen Klagen über eignes Schicksal, dort über
 „das Loos der Angehörigen: der betet, jener
 „verläugnet die Götter; viele rufen dem Tod,
 „um ihm hier zu entfliehen. Die letzte, ewige
 „Nacht scheint angebrochen, das Weltall mit
 „seinen Bewohnern liegt in ihr begraben. — Und
 „die schauderhaften Erzählungen, der fantasti-

„sche Schrecken — er malt alles in's gräßlichste,
„und glaubt alles.“

„Itzt durchflammt ein Lichtstrom das Dunkel,
„der Brand naht: aber er stockt, erlischt, die
„Nacht wird doppelt schwarz, und mit der Nacht
„der Aschen- und Steinregen.“ Wir müssen
„uns von Zeit zu Zeit erheben, um unsre Ge-
„wänder abzuschütteln. Soll ich es Ihnen sagen?
„Mitten in diesen Schreckensszenen entschlüpf-
„te mir nicht eine Klage: der Gedanke, das
„Weltall stirbt, gab mir Trost im Tode.“

„Endlich zertheilt sich, verdunstet die dichte
„schwarze Dampfwolke. Der Tag kehrt wieder,
„selbst die Sonne, aber bleich und gelblicht,
„wie sie uns bei Finsternissen erscheint. Ein
„schreckliches Schauspiel trifft unsern scheuen,
„verwirrten Blick! Die ganze Erde ist in Asche
„begraben, wie unter Schnee im Winter. — Die
„Wege sind nicht mehr. Man sucht Misenum:
„es ist gefunden, man kehrt zurück, und be-
„völkert es von neuem, denn man hatte es
„aufgegeben.“

„Bald erhielten wir Nachrichten über unsern
„Onkel; ach, unsre Besorgnisse waren nur zu
„gegründet. Ich sagte Ihnen, daß er in Mise-
„num eine Galeere bestieg. Er richtete seinen
„Lauf nach Retina und den andern bedrohten
„Dörfern. Alles floh, er drang hinein. Mitten
„in der grenzenlosen Verwirrung, beobachtet er
auf-

„aufmerksam die Wolke, er verfolgt alle Phäno-
 „mene, und diktirt seine Ideen. Schon stürzte
 „ein dicker Regen brennender Asche auf die Ga-
 „leere, Steine folgen hageldicht; das Gestade be-
 „deckten ganze Gebürgstrümmer. Mein Onkel
 „überlegt, soll er zurückkehren, oder die hohe
 „See gewinnen?“ „Bei dem Muth weilt das
 „Glück,“ ruft er, „hin zu Pomponianus!“
 „Pomponianus war zu Stabiä. Mein Onkel findet
 „ihn zitternd, er umarmt ihn, spricht ihm Muth
 „ein, und verlangt, um seinen Freund durch
 „eigne Unbefangenheit zu beruhigen, ein Bad;
 „dann setzt er sich zu Tische, und speist, fröhlich,
 „oder, was nicht weniger Charakter beweist,
 „mit allem Anschein der Gemüthlichkeit, zu
 „Nacht.“

„Itzt sprühte, von allen Seiten der Vesuv
 „Flammen, sie zucken durch das dichte Dunkel.
 „Was da brennt, sind verlassne Dörfer,“ so be-
 „schwichtigt mein Onkel die Menge. Er legt
 „sich nieder, und entschläft. Man reißt ihn aus
 „den Armen des süssesten Schlafs, der ganze
 „Hof füllt sich mit Asche, alle Zugänge ver-
 „stopfen sich. Er steht auf, und überlegt ru-
 „hig, mit Pomponianus und seinem Gefolge, den
 „Entschluß, den sie fassen wollen.“ Ist's besser
 „hier bleiben, oder in's freie fliehen?“ Wie
 „hier den Steinen entgehen, die herabregnen,
 „wie dort sich vor der Erde retten, die weit-
 „gähmend den schwarzen Schlund öffnet! Man

„wählt die Flucht in's Freie, die Menge, von
 „Furcht gepeitscht, mein Onkel aus Vernunft-
 „gründen.“

„Alles strömt aus der Stadt, man verhüllt
 „sich zur Vorsorge den Kopf mit Kissen.
 „Allenthalben dämmerte der Tag, aber hier lag
 „noch tiefe, schreckliche Nacht auf der Ge-
 „gend, nur von der Flammenwolke schauerlich
 „erleuchtet. Mein Onkel eilt dem Gestade zu,
 „das Meer schwillt noch immer fürchterlich.
 „Er steigt hinab, erfrischt sich mit Wasser,
 „läßt ein Tuch hinbreiten und entschlummert.
 „Schwefeldämpfe fahren daher, eine Flammen-
 „glut erglänzt: alles flieht. Mein Onkel, von
 „zwei Sklaven gestützt, erhebt sich, aber,
 „schnell von Dünsten erstickt, fällt er zurück. —
 „Plinius hat gelebt.“

Lieber Carl, am Tag vor diesem Ausbruch
 noch, stritten Naturkundige auf Vesuv's Gipfel,
 ob hier ein Vulkan sey, Blumen beugten sich
 unter ihrem Tritt.

Dieses schreckliche Gemälde schildert dir Ve-
 suv's ersten Ausbruch, eine der rührendsten, trau-
 rigsten Scenen, einen schrecklichen Tod, und
 den unerschrockensten Forschungsgeist: einen der
 edelsten Männer des Alterthums. Es könnte dich
 die Stärke mütterlicher Liebe lehren, wenn sie
 dich deine Mutter nicht selbst empfinden liefse.

Hundert sechster und letzter Brief.

Neapel.

In der Morgendämmerung schiffte ich mich gestern ein, um mit dem frühen Stral der Sonne die zerstreut hingesäeten Inseln des Golfo zu besuchen.

Die Sonne stieg aus des Meeres Fluten, sie theilte Himmel und Woge, der Himmel schien sich zu erheben, die Woge zu öffnen; sollte das Gestirn des Tags nicht zwischen beiden geruht haben? Itzt erklimmte sie Posilipos Höhen; eilte, auf ihrer lichten, Bahn zum Misenischen Vorgebürge, ihr Stral flimmerte in den Wellen, die Procida, Ischia und Nisida bespielen. Sie nahte dem Rand des Horizonts, wo Himmel und Meer in einander zerfliessen; in sanftem Licht erglänzten Bajä, Puzzuolo; der Golfo, der beide scheidet; Monte Nuovo, das Geschöpf einer Nacht, eines vulkanischen Ausbruchs; und Monte Barbaro, wo einst Falerner reifte; endlich die Eliseischen Gefilde, Cumäs Trümmer und die Ruinen der sieben Städte, die einst auf diesem Gestade blühten.

Verweile Sonne, meine Blicke durchstreifen all die himmlischen Stellen, welche die Natur für euch Römer geschaffen zu haben scheint, um euch Erholung oder Vergessenheit zu schenken, wenn Welteneroberung sie euch nöthig machte.

Ich lande, mit des Meeres Fluthen, im zweiten Portikus des Amphitheaters zu Misenum. Ich steige in den obersten: in sinnende Betrachtung versunken, staune ich den ungeheuern Schritt an, mit dem, in achthundert Jahren, das Meer in dies Amphitheater drang. Wie viel Jahrhunderte die Natur wohl bedarf, um, in ewigem Kreislauf, all' ihre Umgestaltungen zu vollenden?

Trocknen Fusses irrte ich in dem Fischteich, in der *piscina admirabile* (er verdient seinen Namen) umher, in diesem weiten Behälter, den, in Zwischenräumen, eine Anzahl colossaler Pfeiler stützt. Ihre Höhe, ihre Masse, der unverwüstliche Mörtel, die ungeheuren Gewölbe, und — ihre Trümmer erinnern an die Gründung, an die Stützen des Römerreichs.

Ich kam vor drei Reihen von Gräbern vorbei, die sich über einander erheben; die Hand der Zeit hat sie dem Eindringen der Lichtstrahlen geöffnet.

Da fanden Misenums Bewohner ihre letzte Ruhstatt, an den Ufern dieser Gewässer; sie sind durch einen Canal vom übrigen Golfo Neapels geschieden; das Wasser ist hier bewegungslos, schwarz, sumpfig, stinkend, alles Leben ist dahin; es ist die Wohnung des Todes.

Dort die Eliseischen Felder. Wie kühl, welche friedliche Stille! Unter diesen dichten Schat-

tengewölben, auf diesen einsamen Pfaden ist der Abend köstlich. — Hundert Schritte davon der Erebus, ein frappanter Contrast!

Ich besah die Reste der Tempel der *Venus Genitrix*, der Diana, des Merkur, die Trümmer von Nero's Bädern, die Ruinen einer Menge von Landhäusern, Dampfbädern, wo man Heilung; von Thermen, wo man tausend Lebensgenüsse fand. An diesem reizenden Gestade, der keuschen Zucht so gefahrvoll, der Liebe so hold, verhallte das Schmettern der kriegerischen Tuba, die dem ganzen Erdkreis Roms Siege verkündete, und zu neuen rief. Das Fächeln muthwilliger Zephire, des Meeres gaukelnde Fluth, balsamische Düfte streiften die Rinde trocknen Ernstes von der Stirne der Weltenbezwinger ab; Gesänge der sinnlichen Liebe und wollustathmendes Saitenspiel mischten sich in das Wehen schmeichelnder Lüftchen, in das Concert der Luftbewohner.

Hier schwelgten Feldherrn, Consuln, Cäsarn, in üppigen Gesängen, in Tänzen; sie seufzten zu den Füßen ihrer Schönen, indess Nationen ihre Zähnen trockneten, und aus beklemmter Brust freier athmeten.

Man konnte, mit Recht, Cicero vorwerfen, daß er eine Villa zu Bajä hatte; Seneka scheute auf der Reise, dort zu übernachten, und Properz glaubte seine Cynthia schon untreu, als sie nur dort ankam. Das alles finde ich, selbst in die-

sen Ruinen, in dem jetzigen Zustande dieser Küsten noch, sehr begreiflich, denn ich erblicke, in vollem Glanze, die Tempel aus ihrer Vernichtung gerufen, ich sehe die Feste und Misterien der Venus, die Opfer Merkurs: buntes Gewühl schwärmt in den Thermen, in den Dampf- und andern Bädern, alle Theater schimmern von den Größten der Großen Roms, von den ersten Schönheiten Italiens. Der Golfo wimmelt von Purpursegeln, von flatternden Wimpeln und Blumen — umkränzten Masten; auf den Fluthen mit Rosen bestreut wogen, in voller Jugendblüte, scherzende Jünglinge und Mädchen.

Wenn die Sonne sich ins Meer tauchte, dann schlug die Stunde der zügellosesten Wollust; alles brachte ihr Opfer, diese Stunde, diese Gegenden schienen, durch eine Art geselligen Uibereinkommens, den Orgien geweiht.

Noch finde ich Bajä mit seinen Umgebungen gefahrvoll, selbst umgestaltet durch Jahrhunderte und Vulkane, verödet, mit stürzenden und den Sturz drohenden Ruinen bedeckt, deren Trümmer die Woge allmählig wegspiült. In den Lüften weht noch der Athem der Wollust, sie ist noch nicht davon gereinigt. Diese Gegend, diese Lage, der schwebende, luftige Schatten, in welchem, am Horizont, auf dem Meere, an den Gebirgen, auf der Bäume Wipfeln, allmählig der Abendstral erstirbt, hauchen wollüstige Sehn-

sucht ins Herz, Liebe weht in dem immer tieferem Schweigen. Allmählig mischt sich, in die heilige Stille, das Plätschern der Ruder, das aus der Ferne herübertönt; von den Gebürgen herab blöcken Heerden, die Woge zerstiebt seufzend an starren Felsen: in dem wehenden Laube gaukeln Zephire, in ewig neuem Spiel. Hoch in den Lüften, in der Wogen kühlem Grab, in Wald und Thal, säuseln harmonische Laute; des Abends tausendstimmiges Concert scheint ein melodischer Athemzug der schlummernden Natur.

Ich scheide von euch, ihr gefährlichen, wolüstigen Gestade; zurück nach Neapel! Uibermorgen gehe ich nach Rom.

S e t z f e h l e r.

- Seite 11. Zeile 19., statt betrachten, l. betrachteten.
— 12. Zeile 1., statt fürchterlichen, l. fürchterlichem.
— 17. Zeile 19., statt Miglien, l. Meilen.
— 17. Zeile 21., statt hier erschafft, l. erschafft hier.
— 44. Zeile 13., statt Gebet, l. Gebot.
— 51. Zeile 4, statt i h r, l. ihr.
— 73. Zeile 14., statt *par*, l. *pas*.
— 121. Zeile 14., statt *Après*, l. *Après*.
— 140. Zeile 3. 4., statt nach den Blichen, l. um die Blicke.
— 145. Zeile 17. statt ungerischen, l. ungrischen.
— 147. Zeile 1., statt Abechied, l. Abschied.
-

Inhalt

der zweiten Sammlung.

	Seite
Zwei und sechzigster Brief.	
Rom. Villa Borghese. Curtius. Der Gladiator. Apoll. - - - - -	1
Drei und sechzigster Brief.	
Rom. Buchläden. Französische Werke. P. J. . . . - - - - -	3
Vier und sechzigster Brief.	
Rom. Guercinos Erminie unter den Hirten. - - - - -	4
Fünf und sechzigster Brief.	
Rom. Der Apoll von Belvedere. - -	6
Sechs und sechzigster Brief.	
Rom. Die Catacomben von San Sebastiano.	11
Sieben und sechzigster Brief.	
Rom. Michel Angelos Moises. - -	15

I n h a l t.

	Seite
Acht und sechzigster Brief.	
Rom. Die Villa Adriana. - - -	16
Neun und sechzigster Brief.	
Rom. Der Laokoon. - - - -	19
Siebenzigster Brief.	
Rom. Das Coliseo. - - - -	33
Ein und siebenzigster Brief.	
Rom. Fahrt nach Tivoli. - - -	39
Zwei und siebenzigster Brief.	
Rom. Uiber den Kirchenstaat und die Römer. - - - - - -	40
Drei und siebenzigster Brief.	
Rom. Fortsetzung. - - - - -	44
Vier und siebenzigster Brief.	
Rom. Fortsetzung. - - - - -	47
Fünf und siebenzigster Brief.	
Rom. Fortsetzung. - - - - -	49
Sechs und siebenzigster Brief.	
Rom. Fortsetzung. - - - - -	57
Sieben und siebenzigster Brief.	
Rom. Fortsetzung. - - - - -	60
Acht und siebenzigster Brief.	
Rom. Berninis heilige Therese. - -	67
Neun und siebenzigster Brief.	
Rom. Die Pfarrer. - - - -	68
Achtzigster Brief.	
Rom. Guido's Aurore. - - - -	71

I n h a l t.

	Seite
Ein und achtzigster Brief.	
Rom. Die Gärten der Villa Borghese. -	73
Zwei und achtzigster Brief.	
Rom. Die Peterskirche. - - - -	77
Drei und achtzigster Brief.	
Rom. Toilette der Römerinnen. Elegie von Properz. - - - -	81
Vier und achtzigster Brief.	
Rom. Cardinal Bernis und der Pabst. -	85
Fünf und achtzigster Brief.	
Rom. Tassos Grab. - - - -	88
Sechs und achtzigster Brief.	
Rom. Die Juden daselbst. - - -	90
Sieben und achtzigster Brief.	
Rom. Religiöse Zeremonien des neuen und des alten Roms. - - -	92
Acht und achtzigster Brief.	
Neapel. Allegorisches Gemälde. Die vier Menschenalter. - - - -	96
Neun und achtzigster Brief.	
Neapel. Reise dahin. - - - -	98
Neunzigster Brief.	
Neapel. Schloß Capo di Monte. - -	99
Ein und neunzigster Brief.	
Neapel. Posilipos Grotte. Virgils Grab. Lago Agnano. Hundsgrotte. - -	105

I n h a l t.

	Seite
Zwei und neunzigster Brief.	
Portici. Cabinet der Antiken. - -	109
Drei und neunzigster Brief.	
Salerno. Weg dahin. Die Stadt. - -	115
Vier und neunzigster Brief.	
Pästum. Die Gegend. Die Tempel. -	117
Fünf und neunzigster Brief.	
Neapel. Herculanium. - - - -	120
Sechs und neunzigster Brief.	
Auf dem Gipfel des Vesuvs. Schilderung eines Ausbruchs. - - - -	123
Sieben und neunzigster Brief.	
Neapel. Seine Bewohner und Verfassung.	128
Acht und neunzigster Brief.	
Neapel. Fortsetzung. - - - -	130
Neun und neunzigster Brief.	
Neapel. Fortsetzung. - - - -	136
Hundertster Brief.	
Neapel. Fortsetzung. - - - -	140
Hundert und erster Brief.	
Neapel. Spagnolets, Solimenas Gemälde. Sannazars Grab. Catacomben. - -	142
Hundert und zweiter Brief.	
Neapel. Das Grab des Königs Andreas. Caracciolis Grab. - - - -	145

I n h a l t.

Seite

Hundert und dritter Brief.

Pompeji. Schilderung der Stadt. - - 147

Hundert und vierter Brief.

Neapel. Aussichten. - - - 153

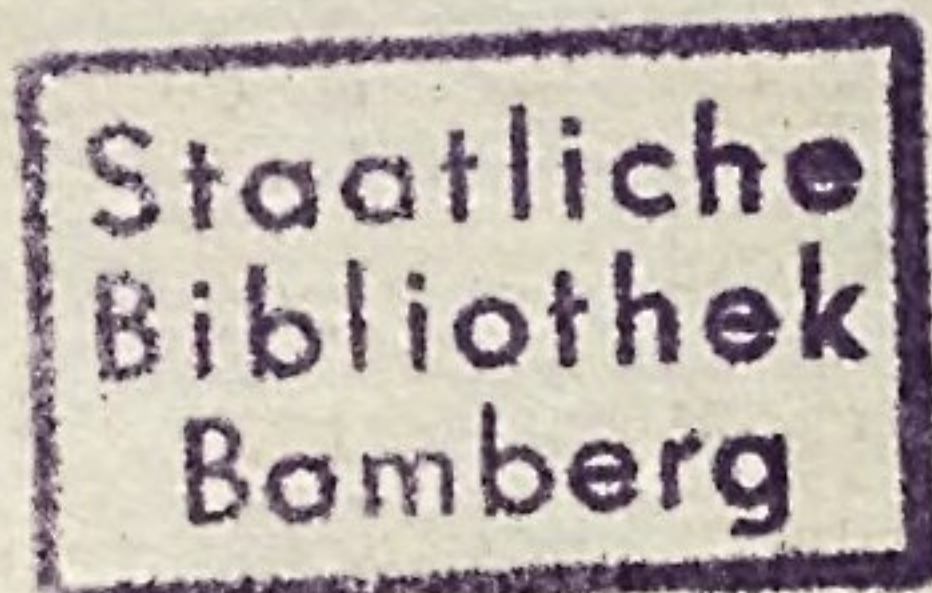
Hundert und fünfter Brief.

Neapel. Vesuvs erster Ausbruch. Der Tod
des älteren Plinius. - - - 155

Hundert und sechster Brief.

Neapel. Die Inseln. Misenum. *Piscina
admirabile.* Die eliseischen Felder.

Bajä. - - - - - 163



I n a l t

2010

Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe

Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe

Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe

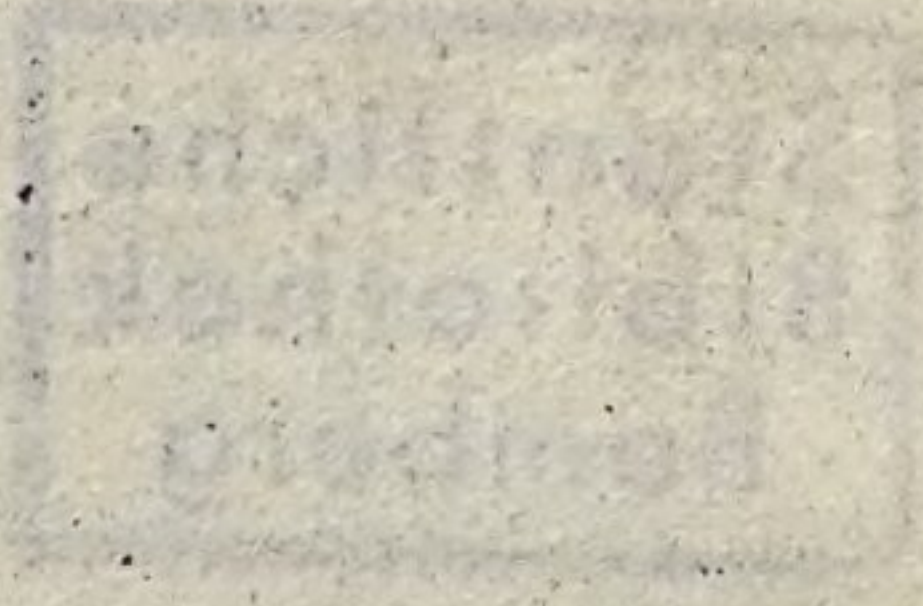
Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe

1910

Handels und Gewerbe



Dupaty, Charles-Marguerite-Jean-Baptiste Mercier, 1746-1788

Blüten aus Italien

Bd.: 2

Darmstadt 1808

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.115-m#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449115-2